Franz Lüdtke

Um Weichsel und Warthe

Um Weichsel und Warthe

Erinnerungen, Erzählungen, Gedichte

von

Franz Lüdtke

Herausgegeben und eingeleitet von
Professor Dr. Karl Plenzat

Eichblatt-Verlag Leipzig

Eichblatts Deutsche Heimatbücher

herausgegeben von Prof. Dr. Karl Plenzat, Königsberg i. Pr.

149/51

Umschlagzeichnung
von Gerhard Schramm

Druck von Hermann Engelhardt, Großschönau/Sa.
Printed in Germany

Inhalt

Quellenhinweis

Einige der hier abgedruckten Beiträge wurden den folgenden Büchern des Verfassers entnomman:

„Entrissene Ostlande", ein Heimatbuch (Leipzig 1927, Verlag Friedrich Brandstetter)

„Deutschland - Scholle und Schicksal", Gedichte (Langensalza 1934, 2. Aufl. 1935) Verlag Julius Beltz)

„Deutschland - Treue und Trotz", Novellen (ebenda 1935)

„Land an der Grenze", Gedichte (Potsdam 1938, Verlag Ludwig Voggenreiter)

„Erbe im Blut", Gedichte (Goslar 1940, Verlag Blut und Boden)

Zum Geleit

Von Professor Dr. Karl Plenzat

„Um Weichsel und Warthe" geht der Kampf des nordischen Menschen seit Jahrtausenden. Uralter Germanenboden wird Schicksalsland der Vandalen, Burgunder und Goten, ist Schicksalsland, als geballte deutsche Kraft sich zu unseres Volkes größter mittelalterlicher Tat, der Wiedergewinnung des deutschen Ostens, aufrafft, und bleibt es, als Weltbrand- und Nachkriegszeit dieses Werk aufs äußerste gefährden. Jetzt, da dieser Boden — endlich und endgültig — heimgekehrt ist ins Großdeutschland unseres Führers und Retters, dürfen wir dankbar der Wegbereiter dieser lichten Gegenwart und Zukunft gedenken.

Im Kampf um Weichsel und Warthe hat mancher Dichter der Ostmark seinen Mann gestanden. Voll, reich und stark tönt der Chor der Stimmen von diesseits und jenseits jetzt gefallener Grenzen, und es ist müßig, zu rechten, wer seiner Heimat mehr gegeben hat, der zäh in ihre Scholle verbissene Kämpfer, der aller Not und Bedrängnis zum Trotz auf ihr aushielt, oder der von seinem Heimatboden Gelöste, der nicht müde wurde, von deutscher Weichsel und deutscher Warthe zu zeugen, die Gewissen zu schärfen, den Tag der Heimholung vorzubereiten.

Zu dieser zweiten Gruppe gehört Franz Lüdtke. „Volk ist innerlich verknüpfte, schicksalhaft und aufgabenmäßig geprägte Gemeinschaft, beruhend auf Übereinstimmung, Gleichheit oder Ähnlichkeit in einzelnen oder mehreren, jedenfalls grundlegend bedeutsamen Lebensverhältnissen: Blut, Boden, Sprache, Gesittung, Weltanschauung, Wirtschaft, Staat. Je umfassender die Übereinstimmung, um so fester das völkische Band, um so lebensvoller das alles umschließende, alles ordnende Gesetz. Und Volkwerdung ist ein Vorgang des Wachs-

tums und der Gestaltung. Auf dem Urgrunde des Rassischen erwächst aus dem Seelischen die Art des Volkes, das Volkstum; aus dem Geistigen der Führung tritt Erkennen, willensmäßiges Ordnen und Gestalten hinzu. Zur Volkwerdung tragen also Volk und Führung bei, durch deren innerste Verbundenheit und einheitliche Ausrichtung das höchste Ziel erreicht werden kann: die nationale und soziale Gemeinschaft." Das ist Lüdtkes in Jahren des Forschens, Ringens, Bekennens, Führens gewonnene Überzeugung.

„Leben heißt Kampf, und wie's im Blut mir lag,
hab' ich gekämpft bis hin zu diesem Tag."

Der Student kämpft Seite an Seite mit Theodor Fritsch und anderen völkischen Wegbereitern. Die Arbeitskraft des Lehrers gehört der Jugend und der Geschichtsforschung. Der Weltkrieg sieht ihn im freiwilligen Landsturmdienst. Da eine Herzschwäche dem Wehrwilligen den Weg zur Front unmöglich macht, leistet er Kriegsdienst in der Heimat, wo immer es geht, und als das Land an Weichsel und Warthe nach dem Zusammenbruch in Polennot und -bedrängnis ruft, vermag kein Arzt, dem Freiwilligen zu wehren, im Grenzschutz Ost seine Pflicht zu tun . . . 1919 scheidet er nach dem Verlust der Heimat aus dem Schuldienst und widmet sich restlos dem geistigen Grenzkampf. Lieder, Balladen, politische Gedichte, Romane, Novellen entstehen; ein oft aufgeführtes Drama zeugt von deutscher „Grenzwacht" im Osten. Unter Hindenburgs Schirmherrschaft gründet Lüdtke die Freie Ostmärkische Volkshochschule. Mit begeisterten Mitarbeitern legt er den Grund zur Wiedererstarkung deutschen geistigen Lebens im Rest- und Randgebiet der nun zerstückelten Provinzen Westpreußen und Posen. Etwa tausend Vorträge, Ausbau von Presse und Schrifttum, Betreuung Verdrängter, ihre Unterbringung in Siedlungen und

immer wieder Kampf mit dem „System", das solche Arbeit drosseln will, sind Lüdtkes Beitrag zur Bildung neuen bewußten Aufstiegs- und Rettungswillens im deutschen Osten. Die Sammelwerke „Entrissene Ostlande" und „Grenzmark Posen-Westpreußen", der Roman „Das Jahr der Heimat", der Gedichtband „Deutschland — Scholle und Schicksal", die Skizzen und Erzählungen „Deutschland — Treue und Trotz", die Wochenschrift „Ostland", die zwölf Jahrgänge des „Ostdeutschen Heimatkalenders" — sie alle bezeugen aufs lebendigste solches Wirken, das sich mit jedem Jahre mehr dem Wollen und Wirken der nationalsozialistischen Bewegung an- und einordnet. 1933 gründet Lüdtke auf Veranlassung Alfred Rosenbergs den „Bund Deutscher Osten", dessen Reichsführer er bis 1934 ist. Dann widmet er sich wieder geschichtlichen Forschungen und veröffentlicht u. a. die Werke „König Heinrich I." (1936) und „Kaiser Lothar der Sachse" (1937). Sorgsam wägend und urteilend und doch voll zeitnaher Leidenschaftlichkeit meistert er die schwierige Aufgabe, ein völlig neues Bild der beiden großen, wahrhaft schöpferischen Deutschen zu zeichnen, die fälschende und verzerrende, zweckhaft klerikale Berichterstattung und Geschichtsschreibung zu Unrecht in den Schatten gestellt hatten. — In einem 1939 erschienenen „Abriß der deutschen Kaisergeschichte" erweist er Raum, Rasse, Recht, Reich als die Grundlagen auch unserer mittelalterlichen Geschichte. — In Presse und Rundfunk wirbt er unermüdlich für den heiligen deutschen Osten, und seine letzten Gedichtbände „Land an der Grenze" (1938) und „Erbe im Blut" (1940) sind völlig von der Heimat im Osten und vom deutschen Schicksal her bestimmt, wie es auch der hier vorliegende Auslesеband seines Schaffens ist. Über ihn schreibt Franz Lüdtke selbst:

„Dies Buch soll nicht Literatur, sondern Bekenntnis sein. Bekenntnis zu meiner Heimat im Osten, an Weichsel und Warthe, zu ihrem Schicksal, ihrer Landschaft, ihrer Schönheit, ihrem Leid, ihrer Kraft, ihrer Sendung. Bekenntnis zu Jahrtausenden, die hinter uns, und zu Jahrtausenden, die vor uns liegen.

Ein kleines Buch kann nur ein Ausschnitt sein. Denn tausend Bücher reichten nicht aus, den deutschen Osten in seiner Ganzheit zu zeigen, ihn zu deuten, von ihm zu künden. Nur eine Linie kann es sein, wie eine Straße, eine von vielen, die dem Ziel zuführt. Wie ein Scheinwerfer kann solch ein Buch wirken und dem, der schauen will, die Gegenstände ins Helle rücken. Dies kleine Buch möchte weniger sagen, was ist, sondern wie ich, ein Sohn des Landes der Astströme, erinnernd, forschend oder dichtend die Heimat empfinde.

Die Zeiten schlingen sich wie zu einer Kette. Aus Urtagen wehen die Stürme. Immer war es ein Kampfland, über das sie fuhren. Immer mußte es neu errungen werden. So rundet sich das Geschehen von gotischem Heldentum über Bauernzug und Rittertat, über Not und Glück, Arbeit und Krieg bis zur Gegenwart, zur letzten Befreiung. In all diesem Ringen ergab sich uns Menschen des Ostens der Sinn der Grenze.

Darum wollen wir, jeder auf seinem Posten, Kämpfer sein und die Grenze hüten, mit Waffen aus Stahl oder Waffen des Geistes, aber immer mit der Tat. Und darum soll auch dieses kleine Buch nichts als Bekenntnis sein, zu Führer und Volk, zu Reich und Heimat, zum deutschen Osten."

Ich habe diesen Worten Lüdtkes nur den Wunsch hinzuzufügen, daß dieses Buch überall, wo Deutsche wohnen, Freunde finden möge.

Ostland

O, du bist deutsch wie meiner Adern Blut,
Deutsch ist dein Herz, dein Wesen, Weg und Wollen,
Deutsch deiner Giebel Zier, der Herde Glut,
Deutsch all dein Schicksal, all dein Gram und Grollen.

Deutsch hieß der Ahnen Arbeit, die hier schuf,
Deutsch der Geschlechter tausendjährige Treue,
Deutsch war, deutsch ist, deutsch bleibt dein Gottberuf,
Grenzmark zu sein, daß man die Heimat scheue!

Deutsch ist der Ströme Fluten, deutsch das Schiff,
Das hafenwärts die reichen Frachten landet,
Deutsch ist das Meer, das jäh an steilem Kliff
Mit wildempörten, zornigen Wellen brandet —

Deutsch ist das Korn, das frei im Winde steht,
Deutsch sind die Seen, deutsch die Ackerkrume,
Deutsch ist die Wolke, die am Himmel geht,
Und deutsch der letzte Halm, die letzte Blume!

Bekenntnis zum Osten

So oft unser Volk den Blick zum Osten richtet, um hier für Ziele völkischen Lebens seine Kraft einzusetzen, steigt es empor, bis zu den Gipfeln eines großen schöpferischen Könnens. Wir spüren in dieser Tatsache gleichsam, daß wir ein Volk des Lichtes sind, dessen höchstes Sein sich entfaltet, wenn es zum Sonnenaufgang schaut. Der Zusammenhang von Aufstieg und Osten ist in mehr als zweitausend Jahren unserer Geschichte immer wieder erhärtet.

Aufgang, Emporstieg, Aufbruch, als vom eng gewordenen Nordraum her Germanen das Stromland der Weichsel besiedeln. In den unbegrenzten Weiten erleben sie ihre sonnenhafte Kraft. Sie werden die Grenzschützer gegen die Völkermassen der Räume, die sich nach Asien hin dehnen. Aber sie lenken ihre Blicke süd- und westwärts, in das Römische Reich, das sie stürzen und beherrschen, doch bei allzu geringer Volkszahl nicht unter den Pflug nehmen, nicht bäuerlich besiedeln können. Sie werden eine revolutionäre, geschichtsbildende Macht; aber ihr Blut versickert in fremder Scholle, im Geäder fremder Völker. Und während Goten, Vandalen, Burgunder sich im Kampf auf feindlichem Boden erschöpfen, wird der Ostraum leer.

Jahrhunderte vergehen; Slawen sitzen an Weichsel und Warthe. Da singen die Deutschen das Ostlandlied.

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn.
Hin über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist das Land so schön."

Aufgang, Emporstieg, Aufbruch — wieder ostwärts ins Licht der Sonne! Jetzt werden wir Volk. Jetzt eint uns die Aufgabe. Jetzt sind wir nicht nur Sachsen, Franken, Thüringer, Bayern oder Schwaben, nicht Ritter oder Bauern, Kaufleute oder Handwerker — jetzt werden wir Deutsche! Und nun holen wir das Verlorene heim! Weit in den Osten dehnt sich der deutsche Raum.

Auch diesmal wird das Werk nicht vollendet. Während die einen Neuland für Jahrtausende schaffen, blicken die anderen wiederum zum Süden. Statt Ostlandritt Römerzüge oder Kreuzfahrten! Indessen zersplittert und blutet Deutschland. Wer kann noch „nach Ostland reiten, hin über die grüne Heide?" Da bröckeln die Deiche; slawische Flut brandet herein.

So verlieren wir das Weichselland, das Land der Deutschritter, unzählbare Stätten deutscher Kultur auf dem Boden des Neulands, die alten deutschen Universitäten Prag und Krakau — wer kann die Namen nennen, wer die Blutströme messen, die wiederum fremde Scholle düngen und in fremdem Geäder versickern?

Doch als die Fackel Deutschlands erlöschen will, reißt der Mensch des Ostens sie wieder hoch: Preußen ersteht, das Preußen des Alten Fritz, Herders, Kants, Kleists. Vom Osten her kämpft sich gegen welsche Knechtung die Freiheit über Leipzigs Felder hinweg in alle deutschen Seelen. Von Osten her kommt Bismarcks Tat, die Einheit des Reiches.

Wurden wir dann so westlerisch, daß wir Reichtum und Sattheit über Kraft und Pflicht stellten? Daß wir zwar unter farbigen Völkern, nicht aber mehr auf deutschem Boden zu siedeln verstanden? Hatte der Deutsche sich verloren? Verleugnete er seine uralte Aufgabe im Ostraum, den er gering zu achten begann, als die Großstädte wuchsen und die neue Fabriklandschaft entstand?

Vergaß er, daß der Osten das Schicksalsland unseres Volkes ist?

Da rüttelte die Not, Krieg stampfte über die Welt, Treue rang mit Untreue, und wieder ging herrliches Ostland verloren. Deutschland im Staub! Deutschland in Ketten!

Jetzt aber steht der Führer auf. Deutschland erwacht.

Deutschland erwacht, die Jugend marschiert, ein neues Brausen des Geistes hebt an. „Seht ihr im Osten das Morgenrot? Ein Zeichen für Freiheit und Sonne!" So singen die Millionen. „Volk ans Gewehr!"

Nein, der Osten ist nicht tot, der Alte Fritz ist nicht tot, Kant nicht, Bismarck nicht. Noch einmal finden wir uns als Volk. Wir wollen wirklich und für immer Volk der Einheit, Volk der Gemeinschaft sein, endlich, nach tausend und tausend Jahren.

Neuer Aufbruch, eine neue Zeit! Zwei Jahrtausende der Geschichte liegen hinter uns. Beide begannen mit Aufbruch und endeten mit Niederbruch. Immer aber, wenn Deutschland am Sterben war, blickte unser Volk ostwärts, ins Licht, und stand auf und stand da und schritt weiter, seinen Zielen zu.

Das dritte Jahrtausend deutschen Schicksals hat begonnen. Wieder schreitet unser Volk. Unser Volk ist unsterblich. Unser Volk wird seine Sendung erfüllen.

Das erste Jahrtausend brauchten wir, uns als Volk, das zweite, uns als Staat zu gestalten. Das dritte Jahrtausend wird unsere seelische Einheit vollenden.

Mitten in das Stürmen neuen Aufbruchs erscholl vom Osten her der Ruf unserer Brüder: Volk in Not. Aber er verklang nicht wie einst. Der Führer befahl: da kehrte die Ostmark, da kehrten Böhmen, das Memelland, Danzig, die Gaue an Weichsel und Warthe bis Oberschlesien hin zum Großdeutschen Reich zurück.

Über dem befreiten Osten flattern die Fahnen mit dem Hakenkreuz, und wieder klingt, wie vor siebenhundert Jahren, das alte — das ewige Lied:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn.
Hin über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist das Land so schön."

Goten

Sie sprangen von der Schiffe Bord,
Hoch ging die See in Sturz und Schaum.
Im Dämmern lag ein Jugendtraum,
In fernes Dämmern sank der Nord.

Sie wußten wohl, was Heimat war,
Durch ihre Felder zog der Pflug,
Es stampft' der Stier, der Acker trug:
Sie wußten wohl, was Heimat war.

Sie wußten Mutter dort und Ahn,
Der toten Ahnen lange Reih',
Und schufen dennoch, hart und frei,
Für künftiges junges Leben Bahn.

In ihren Herzen, still und groß,
Raunt' heiliges Wissen, väteralt:
Um Gott und Stern, um Au und Wald,
Um Lebensgrund und Lebensschoß.

Sie führten Schwert und Schild und Ruhm
Zu neuer Küsten neuem Land,
Des Blutes und des Glaubens Band,
Ihr Heldentum, ihr Herrentum.

In ewiges Gesetz gestellt,
Erfüllten Ordnung sie und Pflicht:
Ihr Aug', ihr Kampf, ihr Ziel war Licht,
Und nordisch wurden Weg und Welt.

Das Jahrtausendlied

Vorbei der Tag mit allem Lärm und Tun.
Ich möchte ruhen, und ich kann nicht ruhn,
Zuviel Gedanken kreuzen noch die Stirn,
Stark pulst es, viel zu stark von Herz zu Hirn.
Der Nacht erschließ' ich alle Fenster weit.
Es zittert wie ein Rauschen . . . Rauscht die Zeit?
Ich weiß es nicht, die Seele lauscht hinaus —
In vielen Lichtern glänzt das Weltenhaus.
Ich spür' der Sterne ewigen Atem wehn,
Ich darf die Sterne meiner Heimat sehn!

Die Heimatsterne . . . Wie dies Bild mich packt!
Es klingt ein Lied in unhörbarem Takt,
Ein Lied, wie stumm! Wie laut! Wie wunderklar
Von tausend Jahren hin zu tausend Jahr!
Die Oder flutet, und die Weichsel stöhnt,
Die Ostsee braust, braust an, der Oststurm dröhnt.
So arm, so reich mein Ostland, so voll Weh,
Voll Hunger, Blut, voll Blüten und voll Schnee,
Zerkämpft, verweint, umliebt — wie keins so sehr . . .
Und still, nachtstill, die Sterne drüber her.

Es klingt das Lied, ich kenn' es, Ton um Ton.
Aufklang der Ton voreinst dem Ahnherrn schon,
Des Ahnherrn Ahn und weiter, fort und fort,
Jahrhunderten, Geschlechtern, Wort um Wort:
Das Lied des Kampfes und der Liebe Lied,
Das Lied von Not und Tod um Rain und Ried,
Das Lied des Glaubens und das Lied der Kraft,
Das Lied der Sehnsucht, Lied der Leidenschaft,
Das nie verklungne Lied der Ostlandschar
Von tausend Jahren hin zu tausend Jahr!

Zur Nacht hin lausch' ich . . . O, sie singt im Tann!
Fing nicht die Weise mit Herrn Heinrich an?
Jauchzt' nicht zum Fiedelstrich der Flamensang:

„Nach Ostland laßt uns reiten!“ wegentlang?
Ist's nicht der Hansen, nicht der Ritter Lied,
Bei Tannenberg in rotem Mohn verblüht?
Es klingt das Lied vom Memelstrom bis Prag,
Die Strophen Degenklirren, Hammerschlag,
Es klingt um Königsberg, um St. Marien,
Durch Ackerflur, Gebirge, über Wien:
Das Prinz-Eugen-, das Fridericuslied,
Das alte, ururalte Ostlandlied,
Das Lied, das ewig sein wird, wie es war,
Von tausend Jahren hin zu tausend Jahr.

Kling', Lied! Und singe, Nacht! Und lausche, Herz!
Rausch', rausche Zeit! Blut, ströme heimatwärts!
Und Seele, Seele, die in Fiebern bebt,
Eins wisse, eins, nichts anderes: Gott lebt.
Gott lebt, Gott kennt der Ostlandweise Klang,
Gott kennt den ururalten Ostlandsang,
Wägt Glück, wägt Leid, wägt alles, was geschieht,
Gab unserer Treue das Jahrtausendlied.

Ja, Seele, Seele, die in Fiebern bebt,
Eins wisse, eins, nichts anderes: Gott lebt.
Hörst du den Sturm der Ewigkeiten wehn?
Du wirst die Sterne deiner Heimat sehn . . .

Land an Weichsel und Warthe

Schön ist das Land um die Ströme des Ostens. Das Wort von der „herben Schönheit“ gilt auch für meine Heimat. Nicht jeder mag sie empfinden, und man sucht sie nicht wie Hochgebirge oder Meer. Dennoch blühen tausend Wunder in ihr, und manchem, der zweifelnd kam, sind die Augen auf- und übergegangen. Die Weite ist nicht eintönig; das Grenzenlose wächst zur Erhabenheit. Über fernen Horizonten wölbt sich der hohe Himmel. Darunter dehnt sich die Ebene, mit schmalen Dünenreihen und Waldhügeln, wie ein Wasser, das leise gewellt ist. Breite Ströme und schnelle Flüsse glänzen wie strahlende Linien auf. Doch es ist kein Spiel; denn auf ihnen blähen sich die großen Segel der Frachtkähne, Dampferketten rasseln, und Holztraften gleiten wie schwimmende Inseln vorüber.

Helle Augen hat dieses Land: seine tausend Seen! Wenn Sonne sie glühen läßt, Herbstnebel aus den Wassern steigen oder Sturm darin wühlt, in weißen, gischtenden Kämmen, o, wie sind sie dann schön! Und wenn der Frühling sein grünes Kleid um ihre Ufer legt und der Wind und die Vögel Lieder singen vom Leben, dem steigenden, lenzhaften Leben, wie sind sie schön! Wie oft tauchten hier unsere Ruder ein!

Wer einsam wandern will, den nimmt der Kiefernwald in sein ernstes Reich. Moos und Gräser, in unendlichen Formen, Blumen in Fülle und Freude, Farne und Wacholder — alles begleitet ihn, alles lebt und leuchtet, und keine Einsamkeit ist völlig einsam. Wir sind vom All-Leben umfangen!

In der Tiefe des Bodens wird man Gräber finden,

uralt, Urnenscherben, Waffen aus Stein oder Bronze. Hier haben vor Zeiten Völker gesessen, die das Schwert führten, das edle Tier jagten und an Moor und See ihre Wohnung bauten. Hat je ein Sänger ihrer gedacht? Wir wissen es nicht. Vergessen, lange vergessen. Nur der Sturm fährt manchmal wie klagend um die Gräber der Hünen und Helden . . .

Noch weiter geht unsere Schau zurück. Einst überzogen von Mitternacht Gletscher das Land und spannen es in tausendjährigen Winter. Doch als das Eis schmolz und Urströme rauschten, da lag es da, unser Land, mit seinen Ebenen und Hügeln, mit Tälern und schmalen Rinnen, und als der Mensch kam, wuchs auf den Äckern das goldene Korn. Germanen siedelten hier, Goten, Burgunder, Herrengeschlechter, Bauerngeschlechter! Und dann die Deutschen, Schwertritter, Pflüger, Bürger! Sie brachten Gesittung und Sprache, Recht und Kunst, Gottschau und Lebensfreude. Es waren die Menschen der Grenze; sie trotzten Not und Tod. Sie schufen das Land zu deutscher Heimat, zur Heimat der Ostlandkämpfer.

Sie hielten das Land, und sie halten das Land. Herb, stark, einsatzgewillt. So waren sie alle, die Menschen der tausend Jahre: gläubig, vertrauend, tapfer. So sind sie noch: aufrecht auch im Leid. Deiche zerbrachen, sie bauen neuen Deich.

Das Land ist deutsch, nach deutschem Recht, in Zeit und Ewigkeit.

Im Posener Land

Über die Ackerkrume
Geht des Ostens schneidender Wind —
Brich dir die blasse Blume,
Schmücke dein Haar, mein Kind.

Schmale Hügelketten
Falten herb deiner Heimat Gesicht.
Tiefe Seen betten
Heimliche Schönheit ans Licht.

Von des Lebens Festen
Raunt kein Lied an dein lauschendes Ohr.
Fragend, mit kargen Ästen
Reckt sich die Kiefer empor.

Wolkenschatten jagen
Sturmgetrieben am Himmelsrand!
Wie von Stöhnen und Klagen
Schauert das einsame Land.

Einsam der Bauer schreitet
Hinter dem Pflug, der die Scholle wühlt.
Über die Felder gleitet
Nachthauch, nebelgekühlt.

Fern das Tönen von Glocken
Leis erzittert, leis verrinnt.
Lös' dir die braunen Locken,
Schlafe, schlafe, mein Kind.

Jugenderinnerungen an die Weichsel

Heimat und Jugend — beides klingt mir zusammen in dem einen Ton: Ostland.

Ehe mir jemand sagte, was unser Osten sei, wußte ich es; wußte es als Kind. Oder ahnte es doch. Ist Ahnen nicht manchmal mehr als Wissen?

Ich will erzählen, wer es mir verriet. Das ist die Weichsel gewesen.

Ich erlebte sie ganz früh, schon damals, als mir der Schuster die ersten Stiefelchen anmaß; sie wurden übrigens mit goldenen Troddeln verziert, auf die ich sehr stolz war . . . Ich erlebte Steilufer und steinerne Buhnen, um die das Branden der Wellen ging; erlebte schützende Deiche, Wälder- und Wiesengrün, die Weite des Landes — und des Stromes jähe Kraft, der in Hochflut und Schollengang seine erzürnte Majestät offenbarte.

Als ich vier und fünf Jahre alt war, sprach mir Graudenz vom Osten; sprach im Hochwasser von 1888, in dessen tobende Wildheit ich von der Weichselbrücke blickte.

Dann schlägt das Lebensbuch des Kindes an dieser Stelle zu, um sich an einer anderen zu öffnen.

Und wieder lese ich: Ostland.

Kiefernforsten, in denen der Knabe spielt . . . heimliches Waldbeben . . . heilige Einsamkeit . . .

Das sind die Waldungen, die sich von Bromberg nördlich und immer nördlicher dehnen bis in den Urwuchs der Tucheler Heide.

Aber da ist mehr, da ist meine Vaterstadt selbst, das Bromberg des Alten Fritz. Ja, hier wurden wir, ohne daß uns jemand darauf wies, gut „fritzisch". Es war doch alles von ihm, dem „Einzigen": die riesigen Getreidespeicher aus weiß-schwarzem Fachwerk an Brahe und Hafen; der immer durch Flöße und Kähne belebte, mit seinen Schleusen und Wasserstürzen geheimnisreiche Kanal; das Kätnerhäuschen, in dem der König mit Brenckenhoff die Baupläne einsah. Es war die Stadt selbst, die er 1772 mit ein paar hundert Einwohnern übernommen hatte — und die er dem Deutschtum, von dem sie fast ein halbes Jahrtausend zuvor begründet worden, zurückgewann, um sie zu neuem Aufstieg zu führen. Ehrfürchtig, aber mit einer Art kindlicher Liebe standen wir oft vor seinem Bronzedenkmal auf dem alten Markt; echte Dankbarkeit hatte es einst errichtet, und einem Bromberger Künstler, Uhlenhut, war es gegeben, die Schlichtheit und Kraft des großen Königs zu verkörpern: wie er dasteht, ohne Prunk und Pomp, den Krückstock hart niedersetzend auf das urdeutsche Land . . . Der Knabe ahnte nicht, daß dieses Denkmal einstmals flüchten, daß diese fritzische Stadt neue Jahrzehnte fremden Hasses erleiden würde . . .

Freilich, nicht nur das neuere, auch das ältere und alte Bromberg sprach vom Osten. Da standen noch die Reste der Braheburg, umgeistert von Sagen über unterirdische Gänge und furchtbare Taten. Ein seltsames Gefühl, das uns durchschauerte, wenn wir um ihre Trümmer auf dem Zuckersiedereihof spielten! Und die Kirchen und Klöster mit verwitterten Grabsteinen, dunklen Gewölben und spitzbogigen Gängen, sie predigten von deutscher Vergangenheit, von dem Reichtum der die Jahrhunderte überdauernden deutschen Kultur.

Indessen zog die Gegenwart immer wieder den Blick auf sich. Über Homer und Wallenstein brauste ein anderes Kampflied an unser Ohr. Wir sahen Volk wider Volk, und wie in zähem Ringen Sprache und Sitte gegeneinander standen. Wir wurden Zeugen des Aufmar-

sches des Sokols, der Huldigungen beim Einzug des Erzbischofs von Posen und Gnesen, des „interimistischen Königs von Polen". Fanatischer Glaube träumte nicht nur, nein, arbeitete auf das Wiedererstehen des alten Jagellonenreiches. Ja, wir erlebten, was der Osten war.

Und wir vertieften es!

Die Weichsel war es, um die aus Kindertagen her meine Sehnsucht warb. Sie strömte so köstlich nahe an Bromberg vorbei! Eine kurze Dampferfahrt zu dem riesenhaften Holzhafen Brahemünde — dann wanderte man dem Städtchen Fordon zu, am Burgwall vorbei, wo einst die Feste Wischegrod geragt hatte, von deren Eroberung durch die Deutschritter Anno 1329 der Ordensritter Nikolaus von Jeroschin erzählt:

„Da lag ein Haus, hieß Wischegrot.
Die Burgbewohner hier am Ziel,
Das waren Übeltäter viel,
Die großen Unfug weithin trugen.
Sie raubten, fingen und sie schlugen
Der Ordensbrüder reisige Scharen,
Die zu Schiffe täten fahren
Hinauf, hinab der Weichsel Flut."

Im Geiste sah man das Ordensheer, das mit Wurf- und Stoßmaschinen drei Tage lang die Burg belagert, bis am vierten der Sturm beginnt. Mann gegen Mann geht das Gefecht — die Brüder schleudern Brände, die Burg beginnt zu brennen, da suchen die polnischen Ritter und Knechte ihr Heil in der Flucht.

„So kam die Burg zu Falle,
So ward ihr Hochmut alle!"

Kein Stein verriet mehr die Stelle, wo einst das Haus gestanden hatte; so gründliche Arbeit tat das Feuer!

„Nichts ward gerettet, nichts bewahrt,
Das ist des Elementes Art.
Die Burg verbrannte bis zum Mist —
So Wischegrot zerstöret ist."

An dieser Stelle biegt die Weichsel in scharfem Winkel aus ihrer nordwestlichen Strömung nordnordöstlich um, das eiszeitliche Urstromtal verlassend und sich den Weg zum Meer erzwingend. Hier schlug eine gewaltige Brücke ihre Eisenbogen über Strom und Niederung; drüben grüßten die Hochwälder von Ostrometzko, die das Alvenslebensche Schloß, ein verträumtes Kirchlein und schier fürstlichen Wildreichtum bargen.

Aber die Sehnsucht rief mich weiter: weichselauf lag ja Thorn, weichselab Kulm und Schwetz. Wie redeten die Städte mit ihren Mauern und Toren, Rathäusern und Giebeln, ihren gotischen Kirchen und den noch im Verfall stolzen Burgen von des Ritterordens unvergeßlicher Herrlichkeit! Hier klang das Heldenlied Herrn Heinrichs von Plauen, der 1410 nach der Tannenbergischen Niederlage sich von seiner Schwetzer Komturei in die Marienburg warf, das Haupthaus des Ordens, dessen Ehre und Zukunft zu retten. Dort erzählten die Gassen und Winkel von dem Domherrn Kopernikus, dessen Gelehrsamkeit die Welt aus den Angeln hob, die Sonne an den Fixsternhimmel und die einst und jetzt so fest erscheinende Erde als ruhelosen Planeten ins All verwies . . . Deutscher Geist, deutsche Kraft! Weichseldurchrauschter Osten, Offenbarung aller Geheimnisse unserer Art, Kündung letzten Wissens und Wesens!

Die Weichselniederung mit ihren stattlichen Hauländereien durchstreifte ich; ich denke an Otterau, Langenau, Flötenau, an ihre behäbigen Kirchen mit ihren Friedhöfen, hochgelegen, damit die Toten vor den Fluten geschützt seien, mit denen die Lebendigen seit Jahrhunderten ringen, Deiche bauend und das Land entwässernd. Wie ist später eine andere Flut über diese Dörfer gebraust, zerstörend, vernichtend, die Flut polnischen Hasses! —

Aber damals war ja noch Jugend, und wandernd fand

ich mich in manches kleine, verträumte Nest, zu manchem heimlichen, schönen Erdenfleck. Und was erlebte nicht der erwachende Sinn: tiefgeschnittene Flußtäler wie den Oberlauf der Brahe, verborgene Waldseen, lauschige Mühlen, stille Moore, frische Eichwälder, wellendes Korn in Grün und Gold, Hohensalzas Bergwerk, eingebettet in Schichtungen millionenalter Ozeane und Gebirgswelten — und Weiten, grenzenlose Weiten, über die der Blick bis ins Unendliche hin suchte! Ja, Meer und Gebirge sind erhaben; aber laßt auch die Erhabenheit der ostdeutschen Ebene gelten! Von ihr kann ich nicht los — mir ist's, als habe Gott uns Menschen des Ostens die unbegrenzte Schau geschenkt, damit wir ihm näher kämen, der ohne Enden und Grenzen ist . . .

Spätherbst an der Weichsel

Hastig, ein stürmender Reiter, die graue Wolke flieht,
Längs der dämmernden Ufer ein Schwarm von Krähen zieht.

Kalt über Wiesen und Moore schleift der Abendwind,
Schäumend um Schilf und Buhnen die dunkelnde Weichsel rinnt.

Einsam auf steilen Stegen wandern wir Hand in Hand,
Schreiten über die Äcker hin durch des Lebens Land;

Tragen im Herzen beide tief-tiefernste Ruh.
Feierlich wallt der Strom der ewigen Heimat zu.

Weihnachten zu Hause

Das waren noch Winter, damals in meiner Heimat! Wenn ich an sie denke, so ist mir es immer, als sähe ich die Landschaft in ein einziges Weiß gehüllt. Der russische Wind blies scharf und hart über die Fluren, die großen Kiefernwälder, die Flüsse und weiten Heiden. Der Kanal, den der Alte Fritz gebaut, der Hafen, selbst der schnelle Brahefluß und der Strom unseres Ostens, die Weichsel, erstarrten unter dem währenden Frost. Tauwetter dazwischen? Ich kann mich nicht daran erinnern. Wenn es Winter wurde, ja, dann war es eben Winter und kein trauriges Zwischending von Kalt und Warm, von Frieren und Feuchtigkeit. Er machte seiner Bestimmung Ehre! Er schrieb sich in unser Gedächtnis ein, und wir gedenken seiner als eines lieben Freundes unserer Jugend.

Wie freuten wir uns auf den Schnee! Auf Schneeballschlachten und Schneemannbauen! Und auf das unvergeßliche Bild des Schneiens. Erst das Wirbeln, das wilde Tanzen und Drehen im pfeifenden Wind, aber dann das Fallen, Gleiten und Niedersinken, unaufhörlich, bis die dicke Schneedecke alles Land verhüllte, Wälder und Felder, über die mit heiserem Schreien die großen Krähenschwärme in das Dämmern des Abends stießen, auch unaufhörlich. War alles Leben tot? Wenn wir über die Eisfläche tasteten, irgendeinem Ziele zu, dann hörten wir tief unter uns das Rinnen der Flut, geheimnisvoll und schreckhaft. Dann kehrten wir um. Es war nicht recht geheuer in dieser Wüste von Eis und Schnee. Wir kehrten um und heim — denn nun, wenn es ganz dunkel geworden war, lockte doch das Zuhause mit seiner Wärme und dem traulichen Lampenlicht.

Ach, wenn es dann so lustig im Kachelofen prasselte! Und in der Röhre die Bratäpfel schmorten! Es wurde zuweilen mit Steinkohle geheizt, aber vor allem mit Kloben Holz und mit Torf, der eine richtige Wärme abgab. Wälder und Moore hatten wir genug, und so war es gar nicht teuer, die Stuben gemütlich zu machen. Wenn abends dann die Petroleumlampe ihren freundlichen Schein über den Tisch goß, war alles so heimelig, daß ich mich heute noch nach ihr zurücksehne. Der Vater las die Zeitung und tat dazu aus der langen Pfeife mächtige Züge, die Mutter hatte den Strickstrumpf zur Hand genommen und ich ein Buch, während die Schwestern irgendeine Handarbeit machten. Zuweilen aber, da holte der Vater die Geige hervor und spielte ein Volkslied, und wir alle sangen. Ja, das war schön. Das war ein Zauber, den wir empfanden, ohne daß wir es wußten. Es war doch so selbstverständlich, es gehörte eben dazu.

Die Wärme war allerdings auch nötig genug. Denn wenn wir in der Dämmerung vom Schlittschuhlaufen kamen, dann hatten wir nicht bloß rote Backen und Nasen, sondern auch verklammte Finger, die uns die Mutter erst sorgsam auftaute. Und den Frost aus den Händen und Füßen, den wurden wir schon gar nicht los — aber dafür war es Winter, da war das nicht anders! Der Freuden waren so viele, daß wir diesen Kummer schon ertrugen. Vor allem aber, die größte Freude der Winterzeit: Weihnachten! Weihnachten mit dem Duft nicht nur des sehr geliebten Tannenbaumes, sondern auch dem der nicht minder geliebten süßen Genüsse, die Mutter herstellte: Pfefferkuchen, gebrannte Mandeln, Marzipan. Das durchzog schon wochenlang vor dem Fest das Haus und erfüllte uns mit herrlichen Erwartungen.

Das Schönste der Vorweihnachtszeit war der Weihnachtsmarkt! Schon diese plötzlich aus dem Nichts er-

standene Stadt von Buden versetzte uns in ein Märchen. War das alles denn Wirklichkeit? Ja, es war so, wir überzeugten uns nicht nur mit den Augen davon! Zunächst auch mit ihnen; denn was war da nicht alles zu schauen! Aber dann auch durch eigene, höchst wichtige Betätigung. Das Taschengeld mußte daran glauben. Da gab es wunderbare Dinge zum Lärmmachen: Brummtöpfe, Waldteufel, Knarren, Trompeten, Flöten; auch billiges Spielzeug, Uhren für einen Groschen, Bleisoldaten für wenige Pfennige, in den schmucken Uniformen der alten Regimenter, Dreierschäfchen, Zauberscheren, Peitschen — was wohl nicht noch alles! Schließlich wollte auch der Gaumen sein Recht! Und wozu waren die vielen Buden da mit den Thorner Katharinchen, den Steinpflastern, den Scheibchen, die das Stück nur einen Pfennig kosteten, den Lebkuchenherren und -damen mit aufgeklebten Gesichtern, den Pfefferkuchenherzen mit wundersamen Inschriften . . . O, es war schon ein Glück, durch das Halbdunkel dieser seltsamen Stadt zu wandern und von der Seligkeit zu kosten, die es in Hülle und Fülle gab.

Am herrlichsten aber war es, wenn der Vater uns mitnahm, die Tanne zu kaufen. Das war eine ganz große Angelegenheit! Sie sollte doch für Wochen, für die schönsten Wochen des Jahres unser Hausgenosse, unser Freund werden. War sie erstanden, dann trugen wir sie heim, aber bis zum Heiligen Abend sahen wir sie nicht mehr. Sie stand im „guten Zimmer", das seine Tür erst öffnete, wenn es soweit war. Doch wir durften für ihren Schmuck sorgen, und das war ganz wunderbar! Wir, wir selber durften ihr die Köstlichkeiten bereiten, in deren Zauber sie dann, in Glanz und Pracht, dastand. Wir schnitten aus buntem Papier Ketten und flochten Körbchen, die allerlei Naschwerk aufnahmen, umgoldeten und umsil-

berten Walnüsse, machten die Äpfel zurecht — aber alles, was unter unseren Händen erstand, wurde den Eltern übergeben, sie hängten es an die Zweige, und nicht einen einzigen Blick durften wir in die Stube tun, in der die Tanne ihrer hohen Stunde harrte. Draußen pfiff der Oststurm, die Fensterscheiben waren mit Eisblumen überdeckt, im Ofen brannten die Scheite, und wir warteten auf das Läuten, das uns hineinrief in das Märchen, das nun Wirklichkeit wurde, in das Weihnachten unserer Jugend, unserer Heimat . . .

Das Ostlandlied

Ein Ton flog auf, hell in der deutschen Seele. Ein Lied zog durch unser Land.

Überall, wo nordisches Blut in den Adern der Menschen rann, wo Augen in Sturm oder Stille blickten, in Frühlingsblühen nach langem Frost, in zürnenden Herbst nach kurzem Sommer, ins Sternenmeer der Wintersonnenwende — überall da flog in Lust oder Schmerz ein Ton auf, ein Sang, ein lachendes, flammendes oder sehnsüchtiges Lied. Alles Reichtums Fülle trug unseres Volkes Herz. —

Mit kurzen Stößen schlugen des Flusses Wellen gegen die Ufer, wie Eisenringe eines Panzers klirren. Doch es war, als könne der Ton von Welle und Wind den Ruf nicht durchklingen, mit dem das einsame Land nach Leben schrie. —

Siebenhundert Jahre zählen wir zurück. Da war's eines Tages im Heuert, daß reisige Männer auf einem niederen Hügel hielten, im Schein der Sonne, ganz im Mantel des Windes, der über die grüne Heide fuhr. Einsam und still das Land. Und doch ein Rufen in ihm, ein Schrei der Not, ein stummer Schrei nach Menschen: Kommt! Brecht meine Einsamkeit! Löst mich aus der Qual des Unfruchtbarseins! Bringt und empfangt Leben!

Zum Westen hin klang der Ruf. Nach Deutschland. Dort mußte sich's auftun, von dort mußte sie strömen, die heilige Lebensflut. Wildnisse riefen, die gerodet sein wollten. Unbeackerte Scholle schrie nach dem Pflug. Das reiche Land war arm in aller Fülle. Deutscher, komm!

Der Führer der gewappneten Schar sprengte den Hügel hinab. Er wandte sich einem jüngeren Begleiter zu, den

Tracht, Fiedel und träumende Schau als fahrenden Sänger auswiesen. Viel hatte er zwischen Flandern und Ungarn gesehen. Jetzt grüßte er das Land im Osten, wo auf voreinst heimatlichem Grund über fremdes Volk ein fremder Herr gebot. Nun aber hatte der polnische König die Deutschen gerufen.

„Singt ein Lied, Spielmann", heischte der Ritter, „ein neues Lied, das durch die Länder fliegt und die Menschen rüttelt."

Der Fahrende blickte auf. Es war, als sähe er etwas. Er trank den Atem der Weite.

„Singt das Lied vom Ostland, das noch niemand gesungen! Von dem wartenden Wunderland, daß alle aufhorchen müssen. Die Heimat ward eng und krank. Wir brauchen Raum. Unser Leben ist Schaffen. Ruft heran, die leben und schaffen wollen!"

„Wär' ich der Vogelweider", antwortete der Spielmann, „ich sänge ein Lied, daran die Welt gesundete. Doch lange ist Herr Walther tot, und wir sind Nachfahren. Die goldene Zeit ist dahin, und die Enkel sind kleiner als die Ahnen."

„Das goldene Zeitalter mag um sein. Nennt das unsere, in dem das Schwert Gesetze schreibt, eisern. Aber jedes hat sein Recht und seinen Sinn. Doch mehr, Spielmann: jeder Zeit Geheimnis und Ausdruck ist das Lied. Singt unserer Zeit ihr Lied!"

Warum fehlte der Ton, der aus des Ostlands Einsamkeiten den Gottesgarten schuf? Hier war Frucht zu ernten. Doch kein Sämann säte, kein Schnitter schnitt. Ungebaut blieben die Scheuern. Irgendwo, in Hütten und Winkeln, hauste Ärmlichkeit, werkten unfrohe Knechte. Sie kannten das Gottestum der Arbeit nicht; denn sie standen in Fron, nicht in Freiheit. Der deutsche Mensch mußte in dieses Land, Urwald zu schlagen, Flut zu däm-

men, mit blankem Pflug die Scholle zu wenden! Dann wurde aus Wildnis ein Garten Gottes.

Deutschland, gib deine Söhne und Töchter! Gib sie dem Osten, der ihrer harrt, daß sie den Gottesgarten pflanzen!

An Deutschland dachte der Ritter. Seine Gedanken wanderten. Schneeverwehtes Alpengebirg, sengende Wüsten, brandende See — alles kannte er und wußte um blutige Schlachten auf lombardischem Feld, um welsche Untreue und zehrende Fieber in heißen Landen. In Deutschland — wie schmal war die Heimat geworden! Raum! Raum! Wo war Raum für deutsches Volk?

Den Ritter gaben die Gedanken nicht frei. Sollte das Blut der Nation immer nur in Italien verrinnen, nutzlos wie zur Stauferzeit? Sollte bestes Wollen immer wieder sterben im Heiligen Land? Heilig ist jedes Land, doch heilig nur, wenn das Leben in ihm nicht verdirbt, sondern blüht. Setzt Menschen der Kraft in den leeren Raum! Dann heiligen sie ihn, bauend und siedelnd, dann fällt mit dem Korn der Schweiß des Bauern in die Furchen, dann wächst hundertfältige Frucht.

Deutschland, gib deine Söhne und Töchter! Gib sie dem Osten, der ihrer harrt, daß sie den Gottesgarten pflanzen!

Des Ritters Gedanken wurden zu Worten. Er mußte sprechen, um dem Gewaltigen, das ihn gepackt hielt, nicht zu erliegen. Die Aufgabe, übergroß für einen Mann, bedrängte ihn. Zukunft wollte Gegenwart werden. Er spürte die Sendung.

Geschehenes und Werdendes legte er dem horchenden Spielmann klar. Wie die reichen Gaue arm geworden, als in schicksalhafter Stunde der nordische Frühling, Jugend und Mannheit, in südliche Fernen zog und alles nur trübes Erinnern blieb, was zwischen Oder und

Weichsel Heimat gewesen. Wie das Stürmen ermattete, als unter römischer, griechischer, afrikanischer Sonne die Herbheit des Nordens schmolz und endlose Kämpfe das Blut der jungen Völker tranken. Wie fremde Stämme das verlassene Heimland nahmen und deutscher Osten verloren ging. Unselig war die Scholle geworden, ungesegnet. Kein Herrenvolk war Herr der Äcker geworden; ein Geschlecht aus Winkeln und Hütten frondete um ein ärmliches Dasein und mühte aus fruchtbarstem Boden nur kargen Ertrag. Unselig, ungesegnet das schöne Land! Und laut sein stummes Rufen nach dem deutschen Bauern und dem eisernen Pflug!

„Helft, Spielmann, daß der Deutsche wieder ostwärts wandre. Blickt hin: alles, was Ihr seht, gab uns der Polenkönig zu eigen. Städte und Dörfer sollen erstehen, zu deutschem Recht. Singt uns das Ostlandlied!"

Auf einem Granit, der weiß und rötlich schimmert, sitzt, die Fiedel gespannt, der Fahrende. Frisch geht der Wind; die Wellen des Flusses sprühen am Ufer hoch. Alles ist in Sonne.

Die Fiedel klingt. Der Spielmann sieht und sinnt hinaus . . . Steht er nicht unter lauschenden Menschen? Auf Rathaustreppen, unter Dorflinden? Auf Märkten, Dielen, im Krug, am Herdfeuer, in Burghöfen, auf der Thingstatt? Steht er nicht und singt — das neue Lied?

Das Lied fliegt. Durch vlämisches, westfälisches, rheinisches Land. Durch Thüringen, Franken. Durch Bayern, Schwaben. Fliegt und klingt! Ein Volk aber hört das Lied. Ein Volk ohne Raum. Ein Volk, das bereit ist.

Umringt ist der Spielmann. Sie lauschen ihm, lächeln. Dort — im Osten — Raum auch für sie? Für eigenes Heim, eigenes Gut und Glück? Für Mannesschaffen? Muttertum? Leben, das sich gestalten, entfalten will?

Raum! klingt die Fiedel. Raum! singt der Spielmann.

Raum! jauchzen die Tausende. Im Ostland, jenseits der Wälder und Heiden, Raum für deutsches Volk!

Fernhin blickt der Fahrende. Fast willenlos gleiten seine Finger über die Saiten. Seine Lippen öffnen sich.

„Nach Ostland wollen wir reiten,
Nach Ostland wollen wir gehn.
Wohl über die grüne Heide,
Frisch über die Heide,
Da ist das Land so schön!“

„Nach Ostland wollen wir reiten!“ Hoffen, Jubeln, Freuen! Sie singen mit, alle singen mit, entflammt. Sie sehen den fernhin wandernden Menschenzug. Tiere schnauben, Räder mahlen im Sand, Wind braust im grünen Wald. Sie glauben an das Leben. An das Ziel. „Da ist das Land so schön.“

Hoch wird die Stadt sich bauen, breit das Dorf, bis in die Wolken der Dom. Froh bestellte Felder werden leuchten. Klirren schon die Sensen? Schlagen die Hämmer? Türen sind umkränzt, Wagen rollen, Kinder jubeln. Glocken rufen zur Feier: Willkommen, deutscher Mensch!

„Wenn wir nach Ostland kommen,
Ins stattliche Haus hinein,
Da werden wir aufgenommen,
Frisch über die Heide,
Man heißt uns willkommen sein!“

Den Lauschenden ist's, als zögen sie mit in dem endlosen Zuge . . . So weit der Weg, und durstig von langer Fahrt die Kehle! Winken dort schon Türme der Stadt? Lockt schon ein Wirtshausschild? Steht nicht der Herbergsvater am Tor und lädt die Müden zur Rast? Duftender Wein füllt die Becher:

„Ja, willkommen wird man uns heißen,
Sehr willkommen werden wir sein!
Da werden wir abends und morgens
Frisch über die Heide,
Wohl trinken den kühlen Wein.“

Nun ein Grüßen, ein vielfältiges Begegnen! Da sind sie, die voraus gezogen! Und hier die vielen, die ihnen gefolgt! Freude, Gemeinschaft! Sie schütteln sich die Hände, ihre Augen strahlen. Herr Wirt, vom Besten! Wir haben uns wieder! Da — der Bursch! Da — das Mädel! Wir bauen: ein Heim, ein Haus, einen Herd! Die Fiedel singt und klingt, schluchzt und jauchzt, im Tanz wiegt sich, aller Hoffnungen voll, die Jugend.

„Da trinken wir Wein aus den Schalen,
Auch Bier, soviel uns nur lieb.
Da ist's so fröhlich zu leben,
Frisch über die Heide,
Da wohnt mein süßes Lieb!“

*

Wie aus Träumen erwacht der Spielmann. Immer noch schlagen in kurzen Stößen des Flusses Wellen gegen die Ufer, wie Eisenringe eines Panzers klirren. Schweigend hält auf seinem Roß der Ritter. Kein Wort bricht die Stille. Im Schein der Sonne, im Mantel des Windes harren die Männer der Zukunft, die Gegenwart werden will.

Wundersam dehnt sich die Weite. Wundersam zittert die Stunde, in der das Ostlandlied gesungen ward. —

Ein Ton flog auf, hell in der deutschen Seele. Durch unser Land zog ein Lied. Zeitlos, doch die Zeiten verbindend. Es hat das Ostland wieder jung und deutsch gemacht.

Jahrhunderte kamen. Jahrhunderte sanken. Das Lied lebt. Lebt als Teil unseres Wollens, unseres Kampfes, unseres Schicksals. Rinnt als Kraft in unserem Blut. Klingt als Sense, als Hammer, als Schwert.

Ewig jung. Und ewig deutsch.

Bauern waren die Ahnen

Bauern waren die Ahnen. Ich sehe ein weites Feld,
Durch die Kraft ihrer Arme mit goldenem Korn bestellt.
Sie darauf die Herren, hoch von Wuchs und Gestalt,
Stark und schwer wie das Holz im niedersächsischen Wald,
Groß und frei die Gedanken, aufrecht und wuchtig der Gang:
Bauern waren die Ahnen, Bauern jahrtausendelang.

Bauern waren die Ahnen. Ich seh' einen blinkenden Pflug,
Seh' eine Axt, die rodend Lichtung um Lichtung schlug,
Sehe die reichen Scheuern, Wiesen mit Roß und Rind,
Giebliges Haus und drinnen: Herd, Weib und Kind.
Kernhaft ihr Wollen und Wagen, kernhaft ihr duftendes Brot:
Bauern waren die Ahnen, Bauern in Leben und Tod.

Bauern waren die Ahnen, Bauern in Leben und Tod.
Doch es kamen die Jahre bitterer Bauernnot!
Herrischer Nacken wurde tief gebückt, sehr tief:
Heimat und Hof verloren . . . Aber der Osten rief!
Rief, und sie hörten es. Horch: „Nach Ostland geht unser Ritt!"
Bauern waren die Ahnen. Sie wanderten ostwärts mit.

Bauern waren die Ahnen. Der Osten hat Raum genug.
Nimmer ruhten die Fäuste, nimmer die Axt und der Pflug.
Wieder ein Hof! Eine Heimat! Herdglut neu entfacht!
Deutsche Bauern hielten hart an der Grenze die Wacht.
Schrie der Haß durch die Lande, brannte der Krieg, die Not —
Bauern waren die Ahnen, stolz in Leben und Tod.

Bauern waren die Ahnen. Ich sehe ein weites Feld . . .
Gottes Stürme fahren brausend über die Welt!
Gottes Stürme zerbrechen alles, was eitler Tand!
Aber die deutschen Bauern halten dem Stürmen stand.
Bauern waren die Ahnen. O Deutschland in Blüte und Schein!
Bauern werden die Enkel noch in Jahrtausenden sein.

Das ewige Werk

Zu Beginn des Jahres 1239 durchzog eine reisige Schar das Bergland von Apulien, dem Golf von Salerno entgegen. So schnell, als es nur möglich war, wollte man das Ziel erreichen. Aber man mußte dann und wann haltmachen; denn aus der Sänfte, die, von Gewappneten geschützt, den Mittelpunkt des Zuges bildete, tönten zuweilen Schmerzenslaute, und dann blickte einer der Begleiter hinter die Vorhänge und fragte den Kranken nach seinem Begehr. Doch selten kam Antwort; das Fieber schüttelte einen gequälten, altgewordenen Mann.

Es war einer der Fürsten des Römischen Reiches deutscher Nation, den sie durch den Winter des Südens trugen, dem Meer entgegen, dem Meer und dem Frühling. Sie sollten ihm Heilung bringen, ihm, der jetzt mit dem Tode rang, dem Hochmeister des Deutschen Ritterordens, Herrn Hermann von Salza.

Der Kaiser, Herr Friedrich von Staufen, der Zweite dieses Namens, hatte dem siechen Freunde, dem Erprobtesten seiner Räte, einen trefflichen Arzt mitgegeben, einen arabischen Gelehrten, der sich auf alles, was heilte oder heilen konnte, wohl verstand. Wenn die Sänfte hielt, bot er dem Kranken einen Trunk oder trocknete ihm die heiße Stirn. Blickten alsdann die deutschen Ritter ihn fragend an, so schwieg er. Er wußte, sie alle, die germanischen Herren, hatten ihre Hoffnung auf die hohe Schule zu Salerno gesetzt und auf die berühmten Ärzte, die dort zum Staunen der Welt Wundertaten der Heilung vollbrachten, so daß ihr Ruhm in aller Munde war und die Siechen aus vielen Ländern nach Salerno wallfahrteten, hier Hilfe zu suchen. — Der Sarazene schwieg;

doch als er befragt ward, antwortete er nur: „Allah kann heilen, Allah kann sterben lassen. Es geschieht, wie Allah es will."

Der Golf schimmerte im Leuchten der Märzsonne auf. Endlich! Das Ziel war erreicht! Ein heller Palast empfing die müden Gäste, empfing den kranken Hochmeister. Nicht zur Freude, sondern zu letztem menschlichen Tun. Denn Hermann von Salza rüstete sich zum Abschied.

Bange Tage vergingen; die Ärzte von Salerno mühten sich umsonst. Das Fieber zehrte an den Kräften des Sterbenden. Er aber war freudig in seinem Innersten, zum Fortgang bereit; denn er wußte das Werk seines Lebens getan.

Wenn die Stunden kamen, da das Fieber ihn freigab, wanderten seine Gedanken wie über ein weites Feld. Über Jugend, Mannheit und Alter. Nein, er, der in hundert Schlachten gestanden, fürchtete das Sterben nicht. Er sah den Himmel als einen großen, lichterfüllten Raum; er wußte, daß er, wenn seine Stunde da war, hier eingehen würde mit anderen treuen und tapferen deutschen Männern. Er hatte keine Furcht.

Eines Tages ließ er sich, da die Sonne auf dem Vorfrühlingslande lag, hinaustragen auf den Altan des Palastes, noch einmal den schimmernden Golf in seiner Schönheit zu schauen. Ein Ritterbruder war bei ihm, einer, der ihn verstand, ihn begriff, und dem er vertraute. Sprach er nun zu dem jungen Bruder — oder sprach er zu sich selbst? Der Ordensherr lauschte . . .

„Heimat . . ." flüsterte der Kranke. „Thüringer Heimat! Mit Blumen und Liedern! Aber dann die Pflicht, für Gott zu kämpfen! Das Heilige Land in Not! Ungläubige an den Stätten unseres Herrn! Mein Schwert für den Glauben! Leb' wohl, deutsche Heimat. Die

Fremde ruft. Aber du gehst mit mir, Deutschland, Thüringer Land! Immer bleibst du in meinem Herzen . . .

Deutscher Orden, schwarzes Kreuz auf weißem Grund! Akkon, starke Burg im Morgenland! Wieviel deutsches Blut trankst du doch! Dann — —"

Er legte plötzlich die Hand auf den Arm des Ritters, der neben seiner Lagerstatt stand. Der blickte in des Hochmeisters edles Antlitz. Ein Lächeln blühte auf ihm.

„Nicht wahr, Bruder Reinhard, dann machten sie mich zu des Ordens Meister. Der wievielte war ich in der Reihe?"

„Der vierte, Herr, doch du solltest —"

„Laß, Bruder, laß — es ist bald vorüber. Es kommt auf die Augenblicke nicht mehr an. Und du, Bruder Reinhard, höre her, ganz nahe!" Und dem sich über ihn Beugenden leise ins Ohr raunend: „Du nimmst mein Vermächtnis mit, nach Deutschland — für Deutschland —"

Er richtete sich auf und sah über den silbernen Golf, über die im Wind sich kräuselnden Wellen. Er hob die magere Hand und wies hinaus.

„Sieh, Bruder, das Mittelmeer! O, es ist schön! Es zog die Deutschen zu sich, seit tausend und tausend Jahren. Auch mich. Auch die Staufer. Auch den Kaiser. Es ist ein Zauber um dieses Meer, es läßt uns nicht los. Auch mich nicht, Bruder Reinhard . . ."

Aber dann, fast gewaltsam, laut: „Doch dich soll es nicht halten, euch Junge nicht, alle Deutschen nicht mehr. Hier ist nicht unser Platz, er ist daheim, nur daheim, im deutschen Land . . ."

Und wieder leise, mühsam, wie enttäuscht: „Wir glaubten, wir alle, der Süden könne uns Heimat werden. Irr-

tum, Bruder Reinhard, oder Lüge! Heimat ist nur daheim, nur im Norden. Wo das Nordmeer flutet, wo die Ostsee rollt, da ist unsere Heimat, da soll sie es werden — für dich — für euch — für meinen Orden. Verstehst du, warum ich den Orden nach Preußen sandte?"

Der Ritter nickte. „Ja, Herr, ich verstehe."

„Gut, Bruder Reinhard, höre. Und halte es fest, sag' es weiter, allen Brüdern vom Deutschen Hause: in Preußen ist ihre Heimat. Schon lange hab' ich's gewußt, Bruder Reinhard, daß der Süden das Grab der Deutschen ist. Der Süden trinkt unser Blut, umsonst. Der Süden frißt uns mit Fieber, umsonst. Wir können das Land nicht halten, es tötet uns. Wir können hier den Bauern nicht ansetzen, und nur wo der Bauer pflügt, wird Heimat. Der Ritter ist tapfer, das Werk des Ritters muß sein. Doch kann er ein Land nur erobern, nie aber es zur Heimat machen. Das kann nur der Bauer, das kann nur der Pflug. Das Schwert beginnt, aber der Pflug vollendet. Holt den Bauern ins preußische Land!"

„Ja, Herr", rief jetzt lebhaft der junge Ritter, „so geschieht es auch! Herr Hermann Balk, des Ordens Landmeister in Preußen, holt den Bauern in das Land, das du uns wiesest. Als der Polenherzog uns rief, zur Hilfe gegen die Preußen, da sandtest du Herrn Hermann Balk an die Weichsel, da baute er Burgen, Thorn, Kulm, Marienwerder, Elbing, den ganzen Strom entlang, Burg an Burg und Stadt an Stadt, aber sein Ruf ging ins ganze Reich, sein Ruf ging zu den Bauern, und der Bauer kam, Herr, und das Land im Osten, das preußische Land, wird nicht nur ein Land deiner Ritter, es wird deutsches Bauernland, Herr, von deutschen Pflügen durchpflügt!"

„So ist mein Werk erfüllt!" Ein leises Lächeln ver-

klärte des Hochmeisters schmales Gesicht. Wie verjüngt sah er aus. „Mein Werk erfüllt . . ."

„Ja, Herr", rief wie aus innerster Herzenswärme jetzt der junge Ordensritter, „ja, Herr, dein Werk ist erfüllt! Nicht alle verstanden es, nicht alle begriffen, warum du das Heilige Land, warum du Ungarn, warum du das Mittelmeer ließest, um uns Neuland im Norden zu weisen! Aber wir Jungen wissen es: dort, wo ein kühleres Meer rauscht, sollen wir Heimat schaffen, für den Orden, für unser Volk! Und du, Herr, der du dein Leben hinopfertest im Süden, immer bei des Kaisers Majestät, immer als Mittler zwischen Kaiser und Papst, immer im Ringen der weltlichen und der geistlichen Macht, du sahest schärfer als alle Zweifler! Du wußtest, warum du uns die Aufgabe im Norden gabst! Denn hier im Süden, Herr, ist die Aufgabe der Deutschen nur begrenzt, hier kommen wir und gehen, aber nie kann hier Heimat sein, für die Staufer nicht, und nicht für den Orden! Aber dort, am Weichselstrom, wohin sie uns riefen, im weiten preußischen Lande, dort ist ewige Aufgabe, für das Reich, für das deutsche Volk, für Ritter und Bauern, für unabsehbare Geschlechter. Dank, Herr, daß du die rettende Tat getan hast, deines Lebens größte Tat: uns vom Mittelmeer zur Ostsee zu führen, uns eine Heimat zu geben!"

In tiefer Bewegung kniete der Ritter neben dem Hochmeister nieder, dessen Hand zu küssen. Die Hand war kalt geworden. Aber immer noch lag es wie Freude über dem Antlitz des Hochmeisters Hermann von Salza.

Der Ritter stand auf. Er ließ das Auge schweifen, weit über den Golf von Salerno, weit über das schöne Südland, zum Norden hin, wo er die hohen Alpen wußte, und weiter noch, immer weiter, dorthin, wo die Weichsel ihre Fluten zur Ostsee trieb. Der Ritter sah Deutschland,

er sah deutsche Heimat im Osten, im preußischen Land. Er sah Schar um Schar in den Osten wandern, sah Ritter und Kriegsmannen, Männer und Frauen, Buben und Mädchen; er sah Bauern, unendliche Züge deutscher Bauern. Und er sah im Geist ihnen voranziehen, voranreiten den toten, nein, den ewig lebendigen Hochmeister, der ihnen Heimat im Osten gewiesen und geschaffen hatte: Hermann von Salza. Auf dessen Stirn lag ein Leuchten. Er war eingegangen in seines Volkes unsterbliches Leben.

Die Marienburg

Wie ein Stück Urgewalt, eine Bastion, ein Block Deutschheit, unzerstörbar, baut sich die Marienburg ins Ostland hinein. Erschüttert spüren wir: hier ist mehr als Menschenwerk. Dies Hochschloß, diese wehrhaften Mauern und vorspringenden Türme, dies spiegelnde Bunt farbiger Glasuren, die ganze unerhört heldische Gotik — alles das weist über Zweck und Zweckmäßigkeit hinaus in die Wesenheit ewiger Werte.

Die Stadt am Fuß der weiten Schloßanlagen, voll Erinnerungen, umwittert von der Tragik der Treue, in vielhundertjähriges, immer wieder erneuertes Grenzertum gerückt, sie gibt der einsamen Wucht der Ordensfeste das Widerspiel pulsender Gegenwart.

Wer aber meint, die Burg sei nur Vergangenheit und darum nichts als ein Denkmal einstiger Größe, der irrt. Sie ist überzeitlich, unsterbliches Deutschtum.

Der Wind, der von Osten her Wellen von Licht gegen die Burg wirft, rührt die strömende Nogat auf. Die Schiffsbrücke zittert, aber fest, gleich gepanzerten Kriegern, stehen die Rundtürme des Brückentores. Dahinter flammt in der Sonne, ragend, mit Turm und Giebeln, strengen Bögen und leuchtendem Ziegeldach, das Hochschloß. Ein mächtiges Rechteck wird von ihm umfriedet: der Innenhof mit Kreuzgängen und Brunnen. Dies war das Bereich der Ordensritter, das „Haus", wie man es nannte. Das Volk erzählt, sein Fundament reiche ebenso weit in die Tiefe wie die Burg in die Höhe.

Über gewaltigen Kellerungen erhebt sich das Erdgeschoß mit den Wirtschaftsräumen, darüber die Stuben der Brüder, Hallen für Beratung und Mahl, der Schlaf-

saal, in dem die Ritter, halb bekleidet und immer das Schwert zur Seite, ruhten. Glatte Außenmauern, Ecktürme, der Wehrgang — alles diente der kämpferischen Bestimmung.

Konrad von Thierberg legte 1274 den Grundstein der Marienburg, die nach dem alten Ordensspital in Jerusalem und zu Marias Ehren ihren Namen empfing. Aus dem schlichten Komturschloß aber ward 1309 des Ordens Haupthaus. Damals war Jerusalem vom Islam erobert, Akkon gefallen, der Kaisertraum der Staufer ausgeträumt. So wandte sich Siegfried von Feuchtwangen endgültig vom Mittelmeer ab und machte, indem er Hermann von Salzas großen Gedanken erfüllte, den Orden für eine völkische Aufgabe frei. Damals strömten die Deutschen ins Ostland. Der Orden fügte sich diesem für Europa revolutionären Geschehen ein und bereitete das künftige Preußen vor. In harten Kämpfen gegen Pruzzen und Litauer schuf er seine Macht. Das schwarze Kreuz auf weißem Grund ward Schmuck und Symbol; die preußischen Farben erwuchsen daraus.

Im Ringen der Völker um die Ostsee blieb der Orden und mit ihm Deutschland Sieger. Ein Staat entstand, dessen Kraft das Schicksal Europas beeinflußte.

Das Mittelschloß der Marienburg, ein wenig vom „Hause" getrennt, beherbergte Hochmeisterpalast, Landesregierung und Wirtschaftsverwaltung. Meisters Großer Remter wurde der künstlerisch nie übertroffene Prunkraum: unsagbar schön der Anblick der schlanken Säulen, die in ein fächerndes, schwingendes Sterngewölbe ausstrahlen, in dem alles Schwere gelöst, alles Getrennte im Blick nach oben geeint ist. Baumeister Nikolaus Fellensteyn vollendete um 1400 den mit Gemälden reich geschmückten Palast, dessen wundersamstes Gemach, fast

ein Märchen zu nennen, Meisters kleiner, von einer einzigen Säule getragener Remter ist.

Oft herrschte, bei allem nordischen Ernst des kriegerischen Lebens, lautes höfisches Treiben in der Burg, zumal wenn fremde Gesandtschaften kamen oder nach siegreicher Ostfahrt den zehn besten Kämpfern der Ehrentisch bereitet wurde: höchster Ruhm abendländischer Ritterschaft, um den Könige, Fürsten und Edle vieler Völker warben. In der Gruft aber zu St. Annen schlummerten die toten Meister und blieben hier für immer der Gemeinschaft verbunden, der sie ihr Sein gewidmet.

Um Hoch- und Mittelschloß dehnte sich die Vorburg, mit Wirtschaftsgebäuden, Speichern, Stallungen, Marstall, Gießhaus, Zeughaus, Werkstätten, Arsenal und Wohnungen für Halbbrüder, Knechte und Reisige. Hier standen, Tag und Nacht zum Ritt gesattelt, die Postpferde, die des Ordens Boten ins Reich, nach Rom und in alle Länder Europas trugen. Alles war umhegt von Ringmauer und Graben und also gerüstet, jeden Feind zu empfangen.

Hier tobte im Jahre 1410 nach der Unglücksschlacht von Tannenberg der Polensturm. Die Blüte des Ordens, Hochmeister, Gebietiger und die meisten Brüder erschlagen, Untreue und Abfall im Land, übermächtig das Heer der Feinde vor der Burg! Da erstand in der Not der Held, der Gläubige, der Retter: Heinrich von Plauen. Umsonst, daß gedungener Verrat eine feindliche Steinkugel auf die einzige Säule des Meisterremters zu lenken suchte, damit durch ihren Einsturz der ganze Bau stürzte! Vergeblich, daß ein polnischer Geschützmeister sein Rohr gegen das hohe, weit ins Land blickende Standbild Marias, der Schutzpatronin des Ordens, richtete; der Schuß versagte, die zurückschlagende Flamme raubte dem Schützen das Augenlicht. Seuchen verheerten das Polen-

lager. Da hob König Jagiello die Belagerung auf: die Burg hatte die Probe bestanden.

Sie bestand sie nochmals, als 1454 ein Aufruhr der Untreue gegen den Orden losbrach, und sie hätte jeder Gewalt getrotzt, wenn nicht des Ordens eigene Söldner um fehlender Zahlung willen die unbezwingliche Feste dem Feinde verkauft hätten. Der tapfere Bürgermeister der Stadt, Bartholomäus Blume, büßte durch polnischen Haß nach vieljährigem Kampf seine Treue zu Deutschland mit dem Tod durch Henkershand. Dann ging im zweiten Thorner Frieden mit dem Weichselland das stolze Haupthaus verloren.

Langsam verfiel es. Aber Preußen erstand. Der große König holte heim, was drei Jahrhunderte zuvor in Zeiten der Schwäche abgesplittert war. Die Dichter Max von Schenkendorf und Joseph von Eichendorff riefen in begeisterten Worten zur Wiederherstellung des Schlosses auf, das heute in neuem Glanze ragt und wiederum dem völkischen Leben dient.

So leuchtet am Nogatstrom, herrlich wie einst, das alte Ordenshaus, vor dessen Mauern zum Gedächtnis siegreichen Abstimmungskampfes das Denkmal eines deutschen Ritters errichtet ward. Auf dem Turm aber flattert das Hakenkreuz: Zeugnis und Sinnbild ewigen deutschen Lebens — wie die Marienburg.

Der Tod von Tannenberg

1410

Es sprengt auf schlummernder, weiter
Waldheide ein düsterer Reiter.
Die Zügel schleifen in lässiger Hand,
Er zeichnet mit Kreuzen Dorf und Land.
Nur mählich eratmet die Erde,
Scheu spielt die Dämmrung um Kraut und Korn —
Einpreßt der Reiter die rostigen Sporn
Seinem gelben Tatarenpferde.

(Der Tod spricht zu Jagiello:)

„Verflucht diese dörrende Mittagsglut —
Doch nimmer zurück, Jagiell!
Und fraß auch der Sand das polnische Blut,
Wir bleiben, wir stehn, Gesell!
Die Deutschherrn schlugen mit hartem Schlag
Euer halbes Heer zuschanden —
Laß plärren hinein in den fahlen Tag
Ihr Sieglied: ‚Christ ist erstanden'!
Ihr Sieglied ist heiseres Bettlergestöhn,
Es soll ihre Kehlen würgen!
Auf einen Gewappneten hetz' ich zehn,
Jagiell, ich schwör's bei St. Jürgen.
Ich schwör's, sie zerbrechen! Schon schnauft und keucht
Die Meute der deutschen Hunde,
Ein Zittern durch ihre Reihen schleicht —
Jagiell, unsres Hassens Stunde!
Jagiello, Verrat! In feigem Trab
Schwenken die Kulmer die Mähren,
Jagen mit flatternden Bannern ab —
Jetzt hilft euch, ihr Herren, kein Wehren!
Jetzt stoßt sie nieder, stampft zu Brei
Gebietiger und Komtur!
Jetzt ist's mit dem Siegessingsang vorbei
Auf Tannenbergischer Flur.

Jetzt, Ulrich von Jungingen, wahr' dein Blut,
Parier' und halt' dich wacker —
Schon klafft dir die Wunde, ich traf dich gut,
Verreck' im masurischen Acker!
Zerrissen, besudelt der Ordensstern —
Jagiell, das dankst du den Kulmischen Herrn.
Nun plärr' du selbst deiner Pfaffen Weis':
Kyrie, Kyrieleis!"

Es sprengt auf schlummernder, weiter
Waldheide ein düsterer Reiter.
Die Zügel schleifen in lässiger Hand,
Er zeichnet mit Kreuzen Dorf und Land.
Ein Marienpanier, zerfetzt, voll Kot,
Reißt er empor von der Erde —
Einpreßt dann die Sporen der Reiter Tod
Seinem gelben Tatarenpferde.

Komtur Heinrich Reuß von Plauen nach der Schlacht von Tannenberg

1410

Verloren die Schlacht in Groll und Graun.
Nun schirme das Land und die Burgen, Plau'n!
Nur Tote im Feld. Doch gehalten der Schwur!
Der Orden wartet auf dich, Komtur.
Von Polen geschändet das heilige Schwarz-Weiß —
Rette den Osten, Heinrich Reuß!

Er hörte den Ruf. Er fragte nicht.
Er spürte das Schicksal. Er wußte die Pflicht.
Er prüfte sein Schwert. Sein Herz. Sein Recht.
Sie waren eisern. Sie waren echt.
Er spornte das Roß. Er gab ihm nicht Ruh'.
Dumpf rauschte die Weichsel ihr Lied dazu.

Nun steige zur Sonne, du heiliges Schwarz-Weiß!
Nun zittere, Polen, vor Heinrich Reuß.
War's Sturm, der über die Nogat fuhr?
In Mariens Feste sprengt der Komtur.
Seine Augen glühn. Seine Augen schaun.
Ewiger Osten . . . Du rettest ihn, Plau'n.

Burg Lochstädt,
Heinrichs von Plauen Verbannungsort

Schwemmland und Flugsand, von meerumspülter steiler Bernsteinküste angetrieben — das ist die Frische Nehrung, auf der Schloß Lochstädt steht, geweiht durch das Schicksal eines der größten deutschen Menschen. Die kurzen, stoßenden Wellen der Danziger Bucht klirren gegen den weißen Strand. Längst wäre das Haff zum Binnensee geworden, hätte die Ostsee nicht immer wieder die schmalen Dünenketten zerrissen.

Heute gewährt, durch Sturmfluten des fünfzehnten und beginnenden sechzehnten Jahrhunderts ausgepflügt, das Tief von Pillau Durchfahrt zum Meer; hier legten im Dreißigjährigen Kriege die Schweden Befestigungen an und hielten sie ein Jahrzehnt lang besetzt. Zur Ordenszeit war weiter nördlich ein solches Tief; zu seinem Schutz errichteten die Ritter auf dem Festland das starke Balga, auf der Nehrung aber, noch während des großen Prußenaufstandes (1270), die Lochstädter Burg.

Sie war von strategischem Rang. Der Besitz der Fahrrinne ermöglichte es, in dem entscheidenden Ringen um Preußens Zukunft Truppen auf dem Seeweg heranzuziehen, Kreuzfahrerheere, auch Handwerker für den notwendigen Burgenbau. Meist kamen die Schiffe von Danzig herüber, steuerten an Lochstädt vorbei und legten in Königsberg an. Von hier aus wurde die Fahrt auf dem Pregelstrom fortgesetzt, hinein in das Innere des kampferfüllten Landes.

Zuerst Komtureischloß mit ansehnlichem Konvent, verlor die Burg im Frieden und mit zunehmender Versandung des Tiefs an Bedeutung. Kein Komtur mehr, nur

noch ein „Pfleger“ waltete in ihr, vornehmlich des Bernsteinamtes halber, das über die Gewinnung des kostbaren nordischen Harzes, des „Goldes der Ostsee“, zu wachen hatte.

Entsprechend seiner ursprünglichen Wichtigkeit war Lochstädt als mächtiges Kastell ausgebaut, von dem gleichen Meister, der das Marienburger Hochschloß schuf. Ein stolzer Bergfried überragte Burg und Vorburg. Vom Turm, von den hohen gotischen Fenstern des Konvents oder den Wehrgängen der schirmenden Mauern schweifte der Blick über weite Wasserflächen, haftend an der weißen Linie der Nehrung mit ihren wandernden Dünen.

Zwei Flügel des Burghauses, hart am Haff, überdauerten die Zeit. Sie vermitteln einen starken Eindruck vom Wesen und Wollen jener kriegerischen Gemeinschaft, der unser Volk die Bastion im Osten verdankt.

Von außen: alles auf das Ziel gestellt, den Kampf um Sein oder Nichtsein des Ordens. Innen jedoch, über die bloße Zweckmäßigkeit hinaus, ein geistiges Schwingen, Freude an reichem Ornament, an figürlicher Zier der Konsolen und Kapitelle, in der Kapelle aber mit ihrer edlen Raumgestaltung und den hochstrahlenden Gewölben die Schau des mittelalterlichen Menschen in die eigene Seele und in das Unendliche.

Vieles ist sonst noch erhalten: die Küche mit ihren schweren Wölbungen, Kammern, unter ihnen die Bernstein-Kammer, Prunkgemächer mit farbiger Bemalung der Wände und Rippen und mit schönen Gemälden in den Deckenbögen, der ruhmvollen Epoche des Hochmeisters Winrich von Kniprode entstammend (um 1370), sowie der wuchtige und dabei schlichte, von einem einzigen Pfeiler getragene Remter des Burgherrn.

Hier ging im Jahre 1429 ein Heldenleben zu Ende.

Als nach der Tannenberger Niederlage alles verzweifelte und durch Schwäche und Treulosigkeit der Untergang des Ordens besiegelt schien, zwang ein einziger, ein begnadeter Führer, das Schicksal: Heinrich von Plauen. Aber von den Besten waren die meisten gefallen, schäbige Charakterlosigkeit machte sich breit, Ehrgeiz der Minderwertigen wollte eine Rolle spielen, Verrat lauerte. Den kühnen Plänen des Hochmeisters wurde Mißtrauen und Mißdeutung zuteil.

Plauen, der in den bodenständigen Menschen des Landes Volksgenossen sah, die zur Mitarbeit am Ganzen und zur Mitverantwortung heranzuziehen seien, galt dem erstarrten, schon überalterten Ordenssystem als Revolutionär. Letzter Träger einer gewaltigen Epoche, wollte er um Preußens Freiheit willen den Waffengang mit den polnischen Bedrängern noch einmal wagen. Opfer um Opfer mußte er verlangen; doch er fand bei den Ritterbrüdern nur ein kleines Geschlecht. An die Spitze der Unzufriedenen trat der Marschall Michael Küchmeister, der böse Geist des Ordens. Wie so oft in der deutschen Geschichte erfolgte auch diesmal ein Dolchstoß in den Rücken! Das gegen Polen marschierende Heer rief der Marschall zurück, überfiel in der Marienburg den erkrankten Hochmeister, ließ ihn in einen Turm des Schlosses werfen, als „Verächter der Ordensregel", und bald darauf sich selbst zu seinem Nachfolger wählen.

Die Anklage gegen Plauen aber brach zusammen. So sah man sich genötigt, ihm wenigstens eine Komturei zu übertragen, freilich die unbedeutendste: Engelsburg. Doch Küchmeister spann neue Ränke gegen ihn. Plauens Bruder, der tatkräftige Komtur von Danzig, war ebenfalls abgesetzt worden, doch aus Lochstädt, seinem Gefängnis, entflohen. Durch ihn sollte Heinrich von Plauen hochverräterische Beziehungen zu Polen angeknüpft haben!

So sinnlos die Beschuldigung auch war — der einstige Retter der Marienburg und des Ordens wurde von neuem verhaftet. Während Küchmeisters Unfähigkeit das Land dahinsiechen ließ, saß Plauen als Gefangener auf Schloß Brandenburg, täglich hinaushorchend, ob man ihn nicht rufen werde — sieben lange, schwere Jahre. Doch nur das Rauschen des Haffs vernahm er, wenn der Sturm hineinfuhr.

Als Küchmeister, völlig gescheitert, körperlich leidend und von den Brüdern verlassen, 1422 seiner Würde entsagte, gab Paul von Rußdorf, der neue Hochmeister, Plauen die Freiheit wieder. Aber er blieb verbannt, und sein Rat, der vielleicht das drohende Geschick noch einmal gewandt hätte, wurde nicht begehrt.

In dem einsamen Lochstädt wartete er wiederum, immer vergebens. Rußdorfs Regierung war noch kläglicher als die Küchmeisters. Was mag Plauen gelitten haben! War nicht all sein Tun umsonst gewesen? Niemand gibt ihm Antwort — nur das Haff dröhnt und stöhnt, und jenseits der Dünen wogt das Meer. Müde werden seine Augen, wenn er hinausblickt in das Land, das er errettet, das ihn verriet und vergaß . . . Grausames Schicksal . . .

Nochmals verrinnen sieben Jahre, immer hoffnungsloser wird Ritter Heinrich von Plauen, der einst des Ordens Meister war. Da reitet ein Bote ein, meldet sich bei ihm. Holt man ihn endlich? In der höchsten Not?

Nein. Nur zum Pfleger von Lochstädt wird der alte Mann ernannt. Ein Amt hat er wieder — ein bescheidenes Amt . . . Er, des Ordens größter Führer . . .

Ein Jahr nur verwaltet er es. Dann erlöst ihn der Tod aus unsagbarem Leid.

In einer Ballade hat Agnes Miegel die letzten Tage des Helden geschildert.

„Wie Gold ist die Luft.
Purpurn im Abenddust
Über dem flutenden Tief
Ragt die Feste. —
Die immer leiser rief,
Die See, schläft ein.
Der Abend allein
Ist das Beste . . .“

Das ist der Ausklang. Der Orden sank — es gibt keine Schuld, die sich nicht rächt. Lochstädt zerfiel und gab seine Steine für die Festungswerke von Pillau her. Friedrich Wilhelm IV. erwarb die Ruine; die Burgkapelle wurde erneuert und dient einem Nachbardörfchen als Kirche. Haff und Meer singen ihr altes Lied, und über den Nehrungswald, der das Schloß umhegt, fährt heute wie einst der Schicksalswind.

Bartholomäus Blume, Bürgermeister von Marienburg

† 1460

„. . . und uff den freitag nach Dominici wart Blume gericht und in 4 stucken gehauen, und die quartir worden für die stat und schlos gehangen.“

Magister Joh. Lindau, Stadtschreiber von Danzig.

Kerker . . . Das Urteil: der Tod . . . Doch ich bitte nicht, Gott!
Blanken Auges schreit' ich den Weg zum Schafott.

Ohne Furcht will ich knien, wenn der Henker schlägt —
Lichter Gedanke ins Licht meine Seele trägt.

All meine Liebe für Preußen, mein Schwert für das Reich!
Leben? Sterben? Der Treue gilt beides gleich.

Meine Schuld? Ich habe an Deutschland geglaubt.
Henker, nimm mir die Hand, nimm mein graues Haupt!

Viertle den wunden, hungergepeinigten Leib,
Gib ihn den Vögeln, der Gasse zum Zeitvertreib.

Nein, ich zürne dir nicht und nicht deinem Amt.
Einzig die Untreu' ist's, die sich selbst verdammt.

Untreu warst du, trotz Ehre und schmückendem Tand,
Hans von Baysen, Statthalter Polens im Land!

Wenn einst der Nachwelt die Schande das Herz verbrennt,
Ist es dein Name, den jeder — den keiner nennt.

Jeder in Preußen weiß ihn, und jeder schweigt,
Weil ihm das Rot der Scham in das Antlitz steigt.

Wo in dem Totenreich die Verräter stehn,
Soll, Hans von Baysen, vor allen dein Banner wehn!

Giftige Ernte trieb aus vergifteter Saat —
Sämann warst du, Hochmeisters geschworener Rat.

Dich aber, Heimat im Osten, schütze Gott! —
Aufrecht steig' ich die Stufen empor zum Schafott.

Der zweite Thorner Friede

1466

Nun müssen wir den bitteren Kampf
Der dreizehn Jahre beschließen.
Zu Ende der dampfenden Rosse Gestampf,
Schwertschlag und Armbrustschießen.

Zu Ende die Lust, mit freier Hand
Am Feind den Speer zu zerschellen —
Der Slawe ward Herr im Kulmerland
Und Fürst von Pommerellen!

Zu Ende der Krieg auf blutiger Au —
Eng ist uns die Brust geworden!
Nun reiten hinaus aus dem Weichselgau
Die Letzten vom Deutschen Orden.

Begraben vielhundertjähriger Ruhm
Im fürder polnischen Lande,
Zerschlagen ein blankes Rittertum
In Haß, in Verrat, in Schande!

Ein Notruf gellte von Nogat zum Rhein,
Kein Ohr wohl mochte ihm lauschen.
Wir standen auf Volkeswacht allein
In des feindlichen Oststurms Rauschen.

Doch sei's, wie es sei! Den Rossen die Spor'n
Und mit grimmigem Trotz geschieden!
Wir haben ja alle im falschen Thorn
Beschworen den ewigen Frieden.

Hinein in die Nacht! Die Weichsel schäumt
Zornig, verhallend, ferne.
Hinein in die Nacht! Den Himmel säumt
Ein Heerzug erlöschender Sterne.

Stadt am Strom — Graudenz

Die große Lebenslinie des westpreußischen Landes ist der Strom. Mächtig rauscht und flutet er dahin, und immer, zu allen Zeiten, tönt aus ihm seine eigene Musik. Helle und dunkle Weisen sind es, die der Strom singt, Lieder des Grollens und Zürnens, wenn das Eis geht oder die Flut alles Land rings in ein schäumendes Meer verwandelt; Lieder des Friedens und der Freude, wenn der Frühling über die Buhnen wandert und das Busch- und Baumwerk an den Ufern widerhallt von dem Singen der Vögel. Aber es sind auch düstere Balladen, die aus den Nebeln der Weichsel steigen; sie wissen von Kampf und Not und Tod, so wie der Strom selber es weiß.

Am Anfang war der Strom. Er wurde zum Sinnbild dieses Landes. An seinen Höhen siedelte der Mensch der Frühe; hier wohnten nordische Stämme, hier zogen die gotischen Völker ihren weltgeschichtlichen Weg. Immer war es der Strom, der irgendwie ihr Schicksal wurde. Und als nach der Völkerwanderung der alte Germanenboden überfremdet ward, teilte der Strom die Neustämme, hüben die Pommereller, drüben die Prußen. Die Weichsel wurde Grenze. Grenze, bis die Deutschen das Land ihrer Vorväter zurücknahmen in ihre betreuende Hand, bis der Deutsche Ritterorden kam und die Weichsel, den Strom der Goten, wieder zum deutschen Strom machte. Damals bauten die Deutschherren neben vielen anderen festen Schlössern die Burg Graudenz, und in ihrem Schutz entstand die Stadt, während rings Höfe und Dörfer erwuchsen und deutsche Bauern den eisernen Pflug durch die Schollen führten. Das Weichselland war einst germanische Heimat gewesen; jetzt wurde es von neuem Hei-

mat deutscher Menschen. „Da ist das Land so schön!“ So klang es in dem alten Lied der Ostlandfahrer, in dessen Musik sich die andere Weise mischte: die des Stromes.

Nie haben hier, wo die Ritter das hohe Schloß von Graudenz erbauten, Polen gesessen. Auch der Name Graudenz hat nichts mit der polnischen Sprache zu tun, obgleich man ihm später ein polnisches Mäntelchen umgehängt hat. Doch was will das besagen! Vielleicht hat sich ein alter Gotenname durch die Zeiten erhalten, der Name der Greutunger; vielleicht haben ihn dann, wie die einstige Ansiedlung, die Prußen übernommen — immer baute ja ein Volk auf den Stätten eines früheren, und Plätze und Namen pflegten sich zu vererben.

Schon früh wird uns Graudenz genannt, und bereits im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts blühte die Stadt auf. Ihre Geschichte ist eng mit einem der hervorragendsten Führer des Ordens verknüpft, dem Landmeister von Preußen Meinhard von Querfurt. Seiner ordnenden, aufbauenden Kraft gelang es, den Strom zu zwingen, soweit Menschenhände das vermochten. Er bezwang ihn durch gewaltige Dämme, entwässerte das Neuland, er schuf Raum für viele Geschlechter deutscher Bauern. Dem Landmeister Meinhard danken wir den reichen Segen des Weichseltals, und Graudenz, die deutsche Stadt im Grenzland, dankt ihm Bestätigung und Sicherung ihres Rechtes und Besitzes, den Grund ihrer künftigen Blüte. Das war im Jahre 1291; und einige zwanzig Jahre später zeigt uns eine Urkunde des Hochmeisters Carl von Trier, welche Bedeutung die Stadt am Strom bereits gewonnen hat, besonders auch für den Tuchhandel. Ein reiches Kaufmannsleben herrschte damals, mäßig war der Zins an die Ordensbrüder, und auch die gesundheitlichen Dinge erfuhren sorgliche Betreuung. Nach der

Satzung des Kulmer Rechts ordnete sich das städtische Leben; Oberhof für rechtliche Entscheidungen war Thorn. Dem Orden dankte die Stadt auch die Anlage des Trinke-Grabens. Wenn das Staatsoberhaupt in Graudenz einmal Einzug hielt, so jubelten die Bürger ihm zu; wir wissen von solchem Empfang aus der Zeit des Hochmeisters Ulrich von Jungingen.

Hoch über der Stadt, auf den mächtigen Steilufern des Stromes, reckte sich die Ordensfeste empor, ein wehrhafter Bau, von dem nur noch Ruinen, unter diesen aber der markante Turm (der „Klimmek“), erhalten sind. Er ragt als ewig deutsches Wahrzeichen in den blauen oder grauen Himmel über dem tiefen Tal des Stromes. Denn alles, was hier geschaffen ward, ist ja deutsch!

Wir wissen, daß im Ordenslande der Verrat umging. Verrat verwandelte 1410 den Sieg bei Tannenberg in furchtbare Niederlage, und aus der Niederlage wuchs neuer Verrat. Nein, nicht die Stadt als solche, nicht die deutsche Bürgerschaft trug die Schuld; es war der Ehrgeiz, die Ichsucht einzelner, namentlich der großen Kaufherren, durch die aus Treue Untreue ward. Das Volk der Ordensstädte hielt dem Orden auch in der Not die Treue, aber es wurde durch die Herren vom Rat, in deren Händen sich alle Macht befand, blutig niedergehalten. Ein bitteres halbes Jahrhundert, vom ersten bis zum zweiten Thorner Frieden (1411—1466)!

Auch Graudenz trug an der Not und Schuld dieser Zeit. Der Hauptschuldige an dem Verrat von Tannenberg war der kulmische Edelmann Nikolaus von Renys gewesen; er hatte das Banner der Kulmer Landedelleute unterdrückt, als diese in die Tannenberger Schlacht eingreifen und den Sieg entscheiden sollten. Er hatte es nicht hochgehoben, als Zeichen zum Sturm, sondern es niedergehalten und war mit den Seinen fortgeritten, den

Polen Schlachtfeld und Sieg überlassend. Auch ihm hatte Heinrich von Plauen Verzeihung gewähren müssen; als er sich aber von neuem in hoch- und landesverräterische Verschwörungen einließ, wurde er verhaftet, in Graudenz vor ein Gericht gestellt und hier enthauptet. Dann aber sah die Stadt ein anderes Blid. Die Verschwörung im Ordensland hatte um sich gegriffen, der „Bund" war gegründet worden, von Großgrundbesitzern und Städten, und dieser Bund — vom kaiserlichen Gericht verboten — trat mit dem Landesfeind, mit Polen, in verräterische Verhandlungen, die schließlich zum Abfall führten. Kurz vorher, im Jahre 1453, fand in Graudenz eine große, entscheidende Tagfahrt des „Bundes" statt — hier wurden die Häupter des Abfalls endgültig bestimmt und ein „heimlicher oder geheimster Rat" gewählt, der fortan Vollmacht hatte und sie zum Verderben des deutschen Weichsellandes anwandte. So wittert ein Hauch völkischer Tragik über der alten Stadt. Was wenige verschuldeten, mußten viele büßen, auf lange Geschlechterreihen hinaus, bis in die jüngste Vergangenheit. — An die Spitze der „Bundesältesten und -obersten" war jener Hans von Baysen getreten, dessen Verrat am Orden zum Schicksal des ganzen Landes wurde.

Am 4. Februar 1454 erfolgte dann die „Absage" des Bundes an den Orden; kurz danach gingen die festen Ordensschlösser des Weichsellandes, die schwach besetzt und auf einen solchen Verrat nicht gefaßt waren, in die Hände der Empörer über. Darunter war auch Graudenz. Als dann nach dem Krieg der dreizehn Jahre im zweiten Thorner Frieden (1466) das Endergebnis dieses die Ostmark verwüstenden Ringens vorlag, war die Enttäuschung unter den Abtrünnigen groß: schnell erkannten sie, daß Polen seine vorher gegebenen Versprechungen nicht einlöste, daß die dem Lande verheißene Selbstverwaltung

auf dem Papier blieb. Man hatte an eine bloße Unterstellung Preußens unter den polnischen König gedacht — nun aber setzte er in die maßgeblichen Stellen Polen ein. Während die „großen Städte" ihre Rechte noch lange verteidigten, ja, wie Danzig es tat, mit Waffengewalt durchsetzten, waren die kleineren Gemeinden wehrlos. Auf dem Graudenzer Ordensschloß gebot der polnische Starost . . .

So wurden polnische Versprechungen gehalten! Ein Jahrhundert nur, und Westpreußen war völlig der „Krone Polen" einverleibt, und von „Selbständigkeit" konnte keine Rede mehr sein. Der Reichstag von Lublin (1569) bestimmte die endgültige Eingliederung des Weichsellandes in den polnischen Staat.

Die Deutschen in Graudenz wehrten sich mit aller Kraft und mit Erfolg gegen die Polonisierung, die in diesen Zeiten Westpreußen heimsuchte. Seit 1521 wurden in ihren Mauern — abwechselnd mit Marienburg — die preußischen Landtage abgehalten; sie mögen, wie die Dinge nun einmal geworden waren, das Bewußtsein arteigenen Volkstums gestärkt haben, namentlich auch gegen die fortgesetzten Bedrängnisse durch den Starosten, mit dem die Bürger in dauernden Rechtsstreitigkeiten lagen. — Auf einem dieser Landtage ist auch ein Deutscher gewesen, dessen Name Weltruhm erlangt hat, und den die Polen daher in Ermangelung eigener Persönlichkeiten von Weltbedeutung für sich beanspruchen, ihn gewissermaßen nach seinem Tode noch seines Deutschtums beraubend: Nikolaus Kopernikus.

Einen seelischen Rückhalt im Kampf um ihr Deutschbleiben im fremden Staat gewann die westpreußische und mit ihr die Graudenzer Bürgerschaft an der Reformation. Sie schuf unter den Deutschen einen starken Zusammenhalt; die Sache der Religion und die des Volkstums

verschmolzen ineinander — vergeblich war es, daß die Jesuiten alles daran setzten, mit Hilfe ihres Einflusses auf Schule und Jugend den Protestantismus zu verdrängen. Hatte das Geschlecht zur Zeit der beiden Thorner Frieden wankend werden können — die Generationen seither hielten mit Treue an dem Besten fest, das sie besaßen: an ihrem Deutschtum. Sie retteten es in eine Zeit hinein, da Graudenz wieder einem großen deutschen Staat zugehören durfte: Preußen.

Freilich, die drei Jahrhunderte von 1466 bis 1772 waren bitter für die Stadt wie für das ganze Land. Polen, unfähig, seine Unabhängigkeit zu behaupten, wurde zum Spielball fremder Politik und fremder Einbrüche. Schweden, Russen, Litauer strebten nach dem Besitz der Weichsel. Immer wieder war es der Strom, der die geschichtlichen Entschlüsse beeinflußte. Einmal (1659) wurde die Stadt nach einer harten Belagerung völlig niedergebrannt; nur die Pfarrkirche und wenige Häuser blieben verschont. Aber die zähe deutsche Bürgerschaft baute wieder auf, und aus Schutt und Trümmern entstand ein neues, allerdings ärmeres, aber deutschbewußtes Graudenz. Es trotzte den Widerwärtigkeiten der nordischen Kriege und den Verheerungen der Pest; aber es war doch höchste Zeit, daß endlich die deutsche Stadt in den deutschen Raum, in die große deutsche Gemeinschaft heimkehrte!

Das geschah 1772, als König Friedrich der Große die Hand auf das alte deutsche Land legte. Nun floß der Strom wieder durch deutsche Gaue, und Ostpreußen, im hohen Nordosten lange vereinsamt, ward mit dem Mutterland vereint. Nun begann ein Aufblühen für das einst so reiche, in den Jahrhunderten polnischer Mißwirtschaft aber verelendete alte Ordensland. Nun zog der schwarze Adler über Land und Stadt und Strom seine Kreise . . .

Zu den von des Königs Fürsorge ganz besonders bedachten Städten des Ostens gehörte Graudenz, das bei der Rückkehr zu Preußen kaum mehr als 2000 Einwohner zählte. Aus Wüstungen erwuchsen neue Bauten, Handwerker wurden angesetzt, Lehrer herangeholt. Der scharfe Blick des Alten Fritz erkannte die strategische Bedeutung der Weichsel, und so erkor er den Strom zur Verteidigung seines Staates. An der Weichsel entstand die preußische Festung Graudenz.

Am 8. Juni 1772 war der König in die Stadt eingezogen. Mit welchen Empfindungen des Dankes, der Freude und des Hoffens ihn die Bewohner begrüßt haben mögen, das können wir Heutigen verstehen, die wir so oft schon erleben durften, mit welcher Begeisterung, Dankbarkeit und Liebe von Volk und Reich getrennte Deutsche den Führer begrüßten, der sie heimholte! Auch damals haben die Deutschen Westpreußens die Stunde der Heimkehr in ein großes, starkes Vaterland als Befreiung von bitterer Fremdherrschaft und Erlösung aus unerträglichen Zuständen gefeiert.

Im Jahre 1776 begann auf den Weichselhöhen bei Graudenz der Festungsbau, den der Ingenieurkapitän Gontzenbach leitete. Der König selbst entwarf die Pläne, prüfte die Berechnungen, wies die Gelder an und besichtigte den Fortgang des Werkes, dessen Vollendung ihm sehr am Herzen lag. Etwa dreieinhalb Millionen Taler wurden noch zu Lebzeiten des Alten Fritz hineingesteckt. Oft kehrte er in Graudenz ein und hielt in der Nähe Truppenparaden ab. Zehn Jahre nach Beginn des Festungsbaues starb der König; aber er hatte die Freude, das Werk im wesentlichen vollendet zu sehen. Nicht lange, und es sollte seine Probe bestehen.

Zwei Jahrzehnte nach Friedrichs Tode zerbrach — nicht seine Schöpfung, nein! Nicht sein Staat, nicht Preu-

ßen! Aber das staatliche Gebilde jener Unfähigen, die nach ihm kamen und seine Größe nicht einmal begriffen! Die von seinem Ruhm zehrten und darüber die eigene Arbeit, die Pflicht des Weiterbauens vergaßen! — Daß es einen solchen König und einen solchen Staat, ein solches Preußen überhaupt gegeben hatte, diese Tatsache war es, die auch in Verfall und Zusammenbruch den Glauben an ein Wiedererstehen lebendig erhielt. Man glaubte an das Preußen des Alten Fritz — an seinen Genius. Und wie ein Symbol dieses Glaubens mag es erscheinen, wenn auf der Flucht Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise nach Ostpreußen in Graudenz ein Bauer aus der Niederung an den König herantrat und ihm zweitausend Friedrichsdor einhändigte, die er unter den deutschen Bauern der Weichselniederung gesammelt hatte.

Nun kamen die Franzosen und zogen in die Stadt ein. Sie hatte schwer zu leiden und zu tragen; unersättlich waren die französischen Quäler, schier untragbar ihre ständigen Forderungen. Die Stadt geriet in hohe Verschuldung, um die Schlemmereien der fremden Offiziere und ihre Geldforderungen bezahlen zu können. Plünderungen und Quälereien waren an der Tagesordnung; der General Rouyer gehört in die wahrlich nicht kleine Zahl französischer Plagegeister, wie sie so oft in den vergangenen Jahrhunderten und bis in die Zeit der oberschlesischen, der Rheinland- und Ruhrbesetzung ihr Unwesen in Deutschland trieben.

Aber zu ihrem Ziel, die Feste Graudenz zu erobern, kamen sie doch nicht. Das Werk des großen Königs hielt stand, verteidigt von einem Mann preußischer Ehre, einem preußischen Edelmann mit französischem Namen, dem General l'Homme de Courbière. Merkwürdig, daß gerade die Festungen der Ostmarken — Pommerns, Schlesiens, West- und Ostpreußens — sich in dieser Zeit der Wirrnis entschlossen und erfolgreich gehalten haben! Courbière soll damals das Wort gesprochen haben: wenn es (wie von den französischen Unterhändlern behauptet wurde) schon keinen König von Preußen gäbe, so sei noch ein König von Graudenz vorhanden! Man hat die Richtigkeit des Ausspruchs bestritten — doch kommt es auf den Wortlaut an? Hat der General nicht so gehandelt? Und das ist das Wichtigere. So hielt er die Festung, die seitdem nach ihm „Feste Courbière" genannt wurde. Stadt und Festung Graudenz blieben bei Preußen!

Das neunzehnte Jahrhundert brachte starken wirtschaftlichen Aufstieg und die Erschließung des Landes durch die Eisenbahn. Das ist das äußere Bild. Und es brachte schließlich das Bismarckreich, das Zweite Reich der Deutschen. Aber es brachte zugleich ein Nachlassen der völkischen Kräfte, die Vorherrschaft artfremder Gesinnung und so auch ein Anwachsen des Polentums in der Ostmark und immer wildere Ausbrüche des polnischen Hasses. Ein Jahrhundert also, von Gegensätzen erfüllt und von Spannungen zerrissen!

Seinen Beginn verknüpfte Graudenz mit dem Namen eines Mannes, der als Vorkämpfer deutscher Geistesfreiheit und später als deutscher Dichter unvergängliche Bedeutung besitzt. Es ist Fritz Reuter, der ein Opfer der auch in Preußen herrschenden Metternichschen Unterdrückung wurde. Wegen Teilnahme an einer burschenschaftlichen Verbindung zum Tode verurteilt und dann von Friedrich Wilhelm III. zu dreißig Jahren Festung „begnadigt", wurde der mecklenburgische Student der Rechte Fritz Reuter von Festung zu Festung geschleppt und saß vom 15. März 1838 bis zum 14. Juni 1839 in den Kasematten von Graudenz. In seinem Buch „Ut

mine Festungstid" hat er humorvoll die schwere Zeit geschildert . . .

Graudenz wuchs zu einer ansehnlichen Mittelstadt, die um die Jahrhundertwende etwa 40 000 Einwohner gehabt hat, dazu die Garnison. Es war inzwischen Festung modernster Art geworden, im Zuge der machtvollen Ostbefestigungen an Oder, Warthe und Weichsel. Wieder war es der Strom, der das Gesetz des Raumes, auch das wehrpolitische, bestimmte. Im Ernstfall war Graudenz uneinnehmbar, und seine deutschen Menschen fühlten voll Stolz die alte Tradition von den Zeiten des Ordensschlosses zur friderizianischen Festung, zur Feste Courbière und nun zur modernen Festung ersten Ranges. Ihre Bedeutung im Weltkrieg zu erproben, dazu kam es allerdings nicht — bis hierher kam die „russische Dampfwalze" nicht. Doch während der Krieg der deutschen Stadt nichts anzuhaben vermochte, war es der „Friede", der ihr Schicksal besiegelte: das Diktat von Versailles, das für die Weichselgaue nichts anderes war als eine Wiederholung, ja, Verschärfung jenes einst im Jahre 1466 in Thorn geschlossenen Friedens. Damals waren die deutschen Gebiete Westpreußens, vom Ordensstaat losgelöst, an den König von Polen gekommen, unter Zusage eigener Verwaltung. Jetzt kam das Land, von Deutschland losgelöst, wieder zu Polen, und wieder unter dem feierlichen, verfassungsmäßig festgelegten Versprechen, das Volkstum und völkische Recht der nunmehrigen deutschen Minderheit zu achten. So wurde Graudenz, so der Strom zum zweitenmal der Fremdherrschaft überliefert. Wie das deutsche Recht geachtet, das Wort der Polen gehalten wurde, dafür ist jeder Tag, jede Stunde der vergangenen zwei Jahrzehnte Zeuge . . . Einst hatte es ein Jahrhundert gedauert, ehe Polen in den Beschlüssen des Lubliner Reichstages die Maske

fallen ließ. Ein Jahrhundert! — Diesmal hatte man eine Maske überhaupt nicht mehr nötig. Denn Deutschland lag ja am Boden, war wehrlos und zu jeglicher Erfüllung bereit. Man konnte diesem Deutschland, dem man sein Ostland ohne die im Waffenstillstandsabkommen 1918 gewährleistete Abstimmung geraubt hatte, alles bieten. Denn Deutschland war schwach und Genf sehr weit, und alles, was der deutschen Kraft Abbruch tat, wurde von den „Siegern" und dem Völkerbund grundsätzlich gutgeheißen. — So floß der deutsche Strom durch polnisch überfremdetes Land, bei dem doch jeder Fußbreit Acker, jeder Stein, jede Buhne im Strom von dem ewigen Deutschland kündete.

Der 25. Januar 1920 war für Graudenz der Tag des Abschieds. Die Stadt war nicht, wie mancher gehofft, zum Freistaat Danzig gekommen. Nein, die Polen wollten den Strom . . . Auf dem Markt hatten die letzten Truppen Aufstellung genommen; Deutsche in unübersehbaren Scharen füllten Platz und Straßen. Die Kapelle des Reichswehrjägerbataillons Nr. 17 spielte den Präsentiermarsch, und vom Pferd herab richtete der Gouverneur von Graudenz Worte der Trauer, des Zorns, der Kraft und des Glaubens an Soldaten und Bürger. Deutsche Lieder klangen auf, Märsche ertönten, dann zogen die Truppen ab. Von der Weichselbrücke grüßte mancher noch einmal, mancher zum letztenmal den Strom.

Als jetzt die Polen einzogen und die Haller-Armee billigen Besitz von der verratenen Stadt ergriff, war kaum ein Deutscher mehr auf der Straße; kein deutsches Haus hatte geflaggt, die Fenster waren geschlossen und verhangen. — Dann kamen zwanzig bittere Jahre: für die Graudenzer Deutschen wie für das ganze entrissene Ostland ein einziges Martyrium. Doch davon will ich schweigen; denn ich habe die Stadt am Strom in dieser

Zeit nur aus der Ferne grüßen können und so gegrüßt, wie sie in meinem Erinnern, in meiner Seele lebte: als die deutsche Stadt, das alte deutsche Graudenz.

Ich sehe mich als Kind dort spielen, ich erlebe als noch nicht Sechsjähriger das gewaltige Hochwasser und den Eisgang von 1888, und ich weiß noch, wie die Eltern mit mir auf der hohen Weichselbrücke standen und ich gebannt hineinschaute in das wilde Toben der Elemente. . . . Und später zog es den Mann immer wieder dorthin, und alles wurde vertraut, rings die Ordensburgen mit ihren malerischen Ruinen, Schwetz, Roggenhausen und Rheden, die bergigen Stromufer, Böslershöhe und Sartowitz, vor allem der Graudenzer Schloßberg selbst mit den herrlichen Anlagen, dem „Klimmek", von dem man weit über Strom und Niederung blicken konnte, der Feste Courbière, einem wahrhaften Vogel- und Pflanzenparadies! Welche Eindrücke, wenn bei Feiern zur Nacht die Flammen vom Schloßturm loderten und dem Land von seinem Deutschsein kündeten, wenn wir dem Singen des Stroms lauschten, der die Buhnen und weißen Sandbänke umspülte, oder wenn wir auf Ruderfahrten von Thorn nach Danzig an der Stadt vorbeizogen, den Türmen, den alten Speichern, dem hohen Bergfried zuwinkend . . . Oder wenn im Strombett die Herbstnebel brauten, wenn die Winternacht unter hellen Sternen die verschneite Landschaft aufleuchten ließ, wenn der Frühling die Kämpen in ein einziges Meer von Grün verwandelte und im Sommer der deutsche Bauer das Korn des reichen Landes schnitt wie einst seine Väter zur Ordenszeit . . .

Vieles könnte ich erzählen von Strom und Stadt, von Land und Menschen, von stolzer Vergangenheit mit Größe, Schuld und Not, mit trotzender Kraft und unbeugsamem Wollen, von hoher Kultur und edler Kunst

(von der noch der wundervolle Graudenzer Altar zeugt, jetzt in der Marienburg, einst in der Schloßkapelle der Komturei — der einzige erhaltene Altar aus mehr als fünfzig Ordensburgen!), von deutschem Kämpfen, das durch die Jahrhunderte geht, und deutschem Glauben, der die Vergangenheit mit der Zukunft verknüpft . . . Doch nun ist Deutschland wiedererstanden, und was der Orden, der Alte Fritz und Bismarck geschaffen — es ist nicht vergangen, es lebt, es gewann neue, machtvolle Gestalt im Reich Adolf Hitlers. Ein Sturmsang klingt über Deutschland! Er rauscht um die alte Stadt, er rauscht um den Strom! Graudenz und das Weichselland sind wieder deutsch geworden, deutsch nun für alle künftige Zeit.

Bauer meiner Heimat

Ich seh' den Bauern schreiten durch das Land.
Ja, schreiten. Denn sein Gang ist Herrenschritt.
Und alles adlig: Auge, Stirn und Hand.
Unsichtbar schreiten seine Ahnen mit.

Er weiß darum. So ist er nie allein.
Er packt den Pflug. Sein Tagwerk ist sein Ruhm:
Arbeit vom Morgen bis zum Abendschein.
Die braunen Äcker sind sein Königtum.

Uralter Segen raunt um Hof und Haus.
Der Bauer spürt: die Scholle ist geweiht.
Er schreitet Tage, schreitet Jahre aus.
Um seinen Schritt rinnt Gottes Ewigkeit.

Stadt am Fluß — Bromberg

Wo sich die Brahe in ihrem Lauf, aus Westpreußens Heiden flutend, scharf ostwärts wendet, der Weichsel zu, war um die Zeitwende eine starke Wehrburg und rings um sie eine blühende Siedlung. Germanen wohnten hier, Burgunder, viele Jahrhunderte hindurch, bis sie dann zu wandern anfingen und ihre Jungmannschaften weiter südwärts zogen. In der einstigen Heimat waren nur einzelne Volksgruppen seßhaft geblieben; sie gaben, als fremde Stämme anwanderten, ihnen die Namen der Landschaft weiter, als Erbe gewissermaßen, als Erinnerung an den burgundischen Osten; so auch den Namen der Burg an der Brahe, Bidegast. Die Slawen übernahmen ihn und machten sprachlich das Wort „Bydgoszcz" daraus; doch den germanischen Klang vermochten sie nicht zu tilgen!

Die Burg blieb bedeutungsvoll — an Brahe und Netze ging die Grenze zwischen Pommern und Polen, und oft wechselte in den Kämpfen zwischen beiden der Burgwall seinen Herrn. Derselbe Herzog, der den Deutschen Ritterorden zu Hilfe rief, Konrad von Masowien, gewann 1239 das „castrum Bidgostiense" den Pommern ab; die erste urkundliche Erwähnung nach mehr als tausendjährigem Bestehen! Auch im Besitz der Deutschritter ist zeitweise die Burg gewesen.

Eine neue Zeit brach für den Osten an. Das altgermanische Land ward Heimat deutscher Menschen! Wiederum wurden sie von den Polen gerufen. Denn der Boden brauchte sie! Er brauchte den eisernen Pflug und den eisernen Willen deutscher Bauern — er brauchte die deutsche Kultur, die aus Ödland einen Garten machte.

Polens Könige und Bischöfe sahen, wie nur der Deutsche es verstand, gleichsam aus dem Nichts Reichtum und Fülle zu schaffen — sie sahen es an Pommern, Schlesien, Böhmen und Ungarn, an dem weiten Osten, der überall nach deutscher Hand und deutschem Geist verlangte. So wurde Wahrheit, was Walther von der Vogelweide gesungen hatte: „Von der Elbe bis zum Rhein und hinwieder bis zum Ungarland mögen wohl die Besten sein, die ich in der Welt je hab' erkannt!" Denn: „Deutsche Zucht geht über alles . . ."

So lud König Kasimir III. die Deutschen nach Polen ein. Sie gründeten Städte und Dörfer; das Mutterland gab seine wagemutigen Söhne und Töchter hin. Vom 19. April 1346 stammt die Urkunde, in der Kasimir III. (vom polnischen Adel als „Bauernkönig" verspottet) zwei Deutschen, Johann Kesselhut und Konrad, als Siedlungsunternehmern („Lokatoren") den Auftrag erteilt, „auf der unbewohnten, wüsten Ebene unterhalb der Burg einen Markt oder eine Stadt nach deutschem Magdeburger Recht zu gründen". Kesselhut war Westfale; aus seiner Heimat wird er den Hauptteil der Neusiedler herangezogen haben. So wuchs das deutsche Bromberg aus niedersächsischer Wurzel. — Der von Kasimir bestimmte Name „Kunigesburc" (Königsberg) setzte sich nicht durch. Die Bürger nannten ihre Stadt die Braheburg, Bramburg, Bromberg.

Sie hatten kein friedliches Leben, die Grenzlanddeutschen! Fast immer war Kampf und Krieg — bald herrschten polnische, bald pommersche, dann wieder schlesische oder litauische Fürsten über Burg und Land. Trotzdem ging in der jungen Stadt das Wirtschafts- und Kulturleben tüchtig voran; nach deutschem Brauch lebten ihre Bewohner, deutsch waren Umgangs- und Amtssprache, deutsch das Recht. An der schiffbaren Brahe entwickelte

sich schnell der Verkehr zur Weichsel. Freilich, bald gab es dabei auch Schwierigkeiten mit den Thornern! „Dy von Bromberg hatten nuwlich den von Thorn czwe schiff mit salcze genommen uf der Wyssel", erzählt in seiner Chronik Johann von Posilge. Das war 1409. Die Beschlagnahme zweier Salzkähne vor den Mauern Thorns hatte für die Bromberger ein schlimmes Nachspiel. Die Ordenskomture von Tuchel und Schlochau überfielen und besetzten zur Strafe die Burg, und die Stadt ging in Flammen auf. Jetzt zog von Krakau König Wladislaus Jagiello heran, berannte mit Übermacht die Burg und nahm sie, nachdem den deutschen Verteidigern freier Abzug gewährt worden war, in Besitz. Schon nahte der Hochmeister des Ordens, Ulrich von Jungingen, und fünf Tage lang standen sich die feindlichen Heere gegenüber, auf beiden Ufern der Brahe. Durch Vermittlung Wenzels von Böhmen aber wurde ein Waffenstillstand abgeschlossen, und so ging das drohende Unwetter noch einmal vorüber. Im Jahre darauf kam es dann zum Zusammenstoß und zu der so tragisch verlaufenen Schlacht bei Tannenberg. Der Thorner Friede beendete 1411 zwar den Krieg, aber die Thorner blieben ihren Nachbarn gram, so daß der Bromberger Starost Hans Birkenhaupt auf eigene Faust der stolzen Weichselstadt Fehde ansagte. Aus dem ursprünglichen Salzkrieg wurde ein Bierkrieg — die Thorner beschlagnahmten das bei ihnen eingeführte Bromberger Bier, die Bromberger aber, die ihre niedergebrannte Stadt wieder aufgebaut hatten, rächten sich von neuem durch Kaperei. Das ging jahrelang, bis weltgeschichtliche Ereignisse diese Plänkeleien in den Hintergrund treten ließen: die große Auseinandersetzung zwischen Polen und dem Orden begann. Die Burg wurde zum Heerlager; von hier gingen Fehdebriefe schlesischer und böhmischer Ritter an den Orden, und wiederholt war

in Bromberg während des Dreizehnjährigen Krieges (1453—1466) König Kasimirs IV. Hauptquartier.

Trotz Notzeiten, Seuchen und Bränden blühte doch das Leben im deutschen Bromberg. Es war ein wichtiger Umschlagshafen für den Handel zwischen Rußland, Polen und den Ostseeländern geworden, namentlich für Salz, Getreide und Holz. Begehrt waren die Töpfereien und das Bier der Stadt. Die Burg war stark ausgebaut und beherbergte manchen berühmten Gast, so den brandenburgischen Kurfürsten Friedrich II. Eisenzahn. Mit Danzig stand man auf gutem Fuß; für Festlichkeiten bestellte der Starost von dort die Stadtmusik und das Bier. Übrigens zog man an den Brahehängen einen trinkbaren Wein. Von der Blüte der Stadt legten auch die gotischen Backsteinbauten ihrer Kirchen und Klöster Zeugnis ab, und manch bedeutsames Begebnis zeichneten die Bernardinermönche in ihrer Chronik auf — auch manchen Schwank, so die Geschichte von dem stimmgewaltigen Pater Dionysius, dessen Gesang hundert Brüder übertönte und das Chorgestühl erzittern ließ! In seiner Jugend hatte er einmal Priester und Volk in die Flucht gesungen, weil man meinte, die Decke der Kirche stürze ein . . .

Schon früh setzte die Unterdrückung des Deutschtums ein. Als im siebzehnten Jahrhundert der Niedergang Polens unaufhaltsam wurde, war es auch mit der Blüte Brombergs vorbei. Noch gibt 1604 die Bernardinerchronik eine glänzende Schilderung des Handelsreichtums und bürgerlichen Wohlstands der Bevölkerung; wir hören von den mächtigen Getreidespeichern am Fluß, den Kornmengen, die hier aus ganz Polen zusammenströmten, um nach Danzig und über die Ostsee verfrachtet zu werden, und dem Hafen, der Danziger Güter aufzunehmen hatte! Dann ändert sich das farbenfrohe Bild — das

Unheil bricht herein. Der Dreißigjährige Krieg wirft seine Wellen hierher, wochenlang hausen die Wallensteiner in Burg und Stadt, und eine königliche Urkunde von 1634 — nur wenige Jahrzehnte nach jener Schilderung des Chronisten! — zeigt den inzwischen eingetretenen Verfall. Sie spricht von Krieg, Pest, Plünderungen! Die polnisch-schwedischen Kriege sollten das Unglück vollenden. Unter Karl X. Gustav läßt dessen General Stenbock den Reiterführer Andreas Platting Burg und Stadt besetzen; dann übernimmt Oberst Weißenstein ihr Kommando. Bald wieder sind die Polen in der Stadt — aber ihre Herrlichkeit dauert nicht lange: am 21. Mai 1656 zieht König Karl X. Gustav in Bromberg ein und weilt im folgenden Jahr noch einmal dort.

Da aber kommt der Befehl (die Schweden sind wieder abgezogen), die zerschossene und ausgebrannte Burg schnellstens herzurichten! Hohe Gäste werden erwartet: ein Staatsbesuch des Großen Kurfürsten beim König von Polen steht bevor. Johann Kasimir und seine Gemahlin Marie Louise treffen mit ihrem Hofstaat in der Stadt ein und nehmen Wohnung im Jesuitenkolleg: hier war es wohnlicher als in der verödeten Burg! Am 30. Oktober 1657 zieht dann der Kurfürst ein, begleitet von seinem Minister Otto von Schwerin, dem Warschauer Gesandten von Hoverbeck und anderem Gefolge. Auch der kaiserliche Geschäftsträger Franz von Lisola und der Danziger Bürgermeister Adrian von der Linde sind anwesend.

Das Ergebnis der von glanzvollen Festlichkeiten unterbrochenen Verhandlungen war der Bündnisvertrag zwischen Brandenburg und Polen. Der Preis, den Polen zahlen mußte, war die Freigabe Ostpreußens aus jeglicher Oberhoheit: als souveräner Herzog von Preußen ging der Kurfürst aus den Verhandlungen hervor. Übrigens

gab es noch ein die polnische Gesinnung kennzeichnendes Zwischenspiel: die Polen zogen plötzlich Truppen an die Stadt heran, entweder um den Kurfürsten unter Druck zu setzen oder ihn gefangenzunehmen! Sofort sandte Friedrich Wilhelm Eilboten an Feldmarschall Graf Sparr, der sofort heranrückte und den Anschlag vereitelte. Am 6. November wurde alsdann der für die deutsche Geschichte so bedeutsam gewordene Vertrag feierlich auf dem Bromberger Ring beschworen. Der Weg zur Königskrone war für Preußen frei!

Noch ärgere Schrecknisse brachte der nordische Krieg: 1703 kamen die Schweden, 1707 Moskowiter und Tataren, dann wieder Schweden und 1708 der schlimmste Feind, die Pest, über die Stadt. Bis 1710 wütete sie. Dann wiederum Schweden, dann nochmals Russen, und als es endlich Friede war und neuer Aufbau hätte beginnen können — war es zu spät. Polen besaß keine Lebenskraft mehr, und in Bromberg fehlte das Deutschtum, das allein helfen und die Not bezwingen konnte. So siechte die Stadt dahin, auch von den Wirren des Siebenjährigen Krieges berührt. In Bromberg hatten die Russen ein großes Magazin errichtet; dieses und die benachbarten Magazine waren das Ziel eines kühnen Streifzuges des preußischen Obersten Hordt, der nach heftigem Kampf am 15. Juli 1759 in die Stadt einrückte. In der Beute befanden sich 52 000 Scheffel Getreide, 54 Fässer Branntwein, 14 Fässer Wein und riesige Vorräte an Bekleidung. —

Das Schicksal Polens, das in diesem Ringen nach keiner Seite hin seine Neutralität durchgesetzt hatte, begann sich kurze Zeit danach, 1772, zu erfüllen. Endlich kehrte nun alter deutscher Boden zum Mutterland zurück, und mit dem Weichselland kam auch Bromberg unter den starken Schutz Friedrichs des Großen. Das war die

Wende, die Erlösung! Neues Leben blühte, und wo zuletzt nur noch siebenhundert Ackerbürger ihr armseliges Leben geführt hatten, fand mit einem Schlag preußischer Wille ein Feld für Leistung und Aufbau. Ruinen verschwanden, Häuser und Speicher wurden errichtet, Handwerker angesetzt. Die Großtat des Königs aber ist der Bau des Bromberger Kanals, der Verbindung zwischen Brahe und Weichsel einer-, Netze, Warthe und Oder andererseits. Was Jahrhunderte nicht fertiggebracht — das Genie des Königs und die Tatkraft des Geheimen Ober-Finanzrats Franz von Brenckenhoff schufen dieses Werk innerhalb von zwei Jahren: bereits 1774 durchfuhren die ersten Kähne und Holztraften den Kanal und die Schleusen!

Die Entwicklung der Stadt wurde durch ihre Zugehörigkeit zu dem von Napoleon geschaffenen „Herzogtum Warschau" nur kurz unterbrochen. Der Wiener Kongreß sprach Bromberg und den „Netzedistrikt" endgültig Preußen zu. Am 1. Juni 1815 marschierten preußische Soldaten unter dem Jubel der bis dahin von den Polen unterdrückten deutschen Bürger in die Stadt ein. So hatten die Freiheitskriege auch zu ihrer Befreiung geführt!

Kaum siebenhundert Einwohner hatte die Stadt bei der preußischen Besitzergreifung gehabt; beim Tode des Alten Fritz betrug ihre Zahl schon dreitausend, bei der Errichtung des Herzogtums Warschau fünftausend, beim Tode Bismarcks fünfzigtausend, und etwa hunderttausend waren es, als der Weltkrieg ausbrach. Als Hauptstadt eines Regierungsbezirks, als Beamten- und Militärstadt, als Vorort deutscher Gesinnung und Bildung mit Fachschulen, Forschungsinstituten, gelehrten Gesellschaften, mit Bibliothek, Museum und Theater, als Mittelpunkt für Wirtschaft und Verkehr blühte im 19. Jahr-

hundert Bromberg unvergleichlich empor. Ihre kerndeutsche, opferbereite Gesinnung hatte die Bürgerschaft beim polnischen Aufstand 1848 unter Beweis gestellt. An ihrer Treue wurden alle feindlichen Machenschaften zunichte, auch der Kleinmut der damaligen Berliner Regierung. Dieses kämpferische Nationalbewußtsein war und blieb der schönste seelische Besitz der deutschen Stadt. Das Denkmal, das 1862 die Bevölkerung dem großen König auf dem Bromberger Marktplatz errichtete, war nicht nur ein Zeichen der Dankbarkeit — es war mehr: ein Bekenntnis.

Wie viele Namen von Rang und Klang müßte man nennen, deren Träger hier gelebt oder gewirkt haben! Nur fünf Männer seien genannt: Theodor Gottlieb von Hippel, der Verfasser des „Aufrufs an mein Volk"; Otto Roquette, der Dichter von „Waldmeisters Brautfahrt" und des Liedes „Noch ist die blühende, goldene Zeit"; Heinrich Deinhardt, der hervorragende Schulmann und deutsche Vorkämpfer; Erich Schmidt, der Geschichtsforscher des Posener Landes, und Walter Leistikow, einer der Bahnbrecher neuer deutscher Kunst. Kunstwerke wie Ferdinand Lepkes Brunnen und Bogenspannerin, Denkmäler wie das des großen Friedrich und des alten Kaisers, der wuchtig aufragende Bismarckturm und herrliche Anlagen gaben der Stadt das Gepräge. Unsagbar schön war ihre landschaftliche Umgebung, inmitten weiter Wälder und Heiden, an Brahe und Kanal und nahe dem mächtigen Strom des Ostens, der Weichsel. Wer aus anderen Gauen des Reiches Bromberg besuchte, war überrascht, hier soviel Schönheit und Kunst, Reichtum der Wirtschaft und der Natur, vor allem aber einen unbändigen nationalen Kampfgeist anzutreffen!

Als Knabe stand ich gern an den alten Schleusen des Kanals, schaute in die Wirbel und Strudel der wogenden Wasser und lauschte ihrer geheimnisvollen Musik. Ich wanderte unter den mächtigen Bäumen, die noch der große König gepflanzt, und horchte auf ihr Rauschen. Ehrfürchtig blickte ich durch die Fensterchen einer kleinen, windschiefen Kate, aus der er einst herausgetreten war, der König, wenn er mit Brenckenhoff die Pläne geprüft hatte, um dann den Fortgang des Kanalbaus zu beobachten. Und dann sah ich mit heimlicher Liebe im Kindesherzen zu seinem Denkmal empor, wie er, der Erzene, den Krückstock wuchtig, hart aufsetzte und sein Adlerauge ins Weite schweifen ließ, über das Land, das er gewonnen, und die Stadt, die er neu gegründet hatte.

Jahre gingen, Jahrzehnte. Zu mir sprachen die Wälder und die Stürme, der Fluß, in dessen Wellen wir oft die Ruder tauchten, die weißen Ostlandwinter, die jauchzenden Frühlinge, die gesegneten Sommer, die farbenbunten Herbste. Zu mir sprach das deutsche Land mit seiner jahrtausendealten Geschichte, von burgundischen Recken und tapferen Ostlandfahrern. Zu mir sprachen die Not, die Liebe, die Treue ungezählter Geschlechter. Zu mir sprach das ganze große Herz meiner Heimat. Ich sehe noch die leuchtenden Blicke meiner Jungen, wenn ich sie hinausführte und ihnen vom Osten kündete.

Noch einmal kam die Not über die Stadt und ihre Menschen. Sie haben sich in Volksrat und Grenzschutz 1918, 1919 und 1920 gegen das Verhängnis der Abtrennung vom Reich zäh und tapfer gewehrt!

Ich sehe noch in jener Kampfzeit zur Nacht die Feuer aufglühen und höre den Hall der Geschütze. Ich weiß noch, wie wir das Schicksal der Denkmäler berieten, die sich ja nicht wehren konnten, wenn der fremde Haß über sie kam — so wurde das des großen Königs für Schneidemühl, das des alten Kaisers für Meseritz bestimmt. Dort standen sie lange, und immer war es uns,

als warteten sie auf die Stunde der Heimkehr. Und ich sehe in die Augen junger Soldaten; durch die Straßen rattern die Batterien, blumengeschmückt, und sie gehen zur Front — denn noch heißt es wachen, daß der Feind nicht eine Stunde eher einrückt, als es sein muß . . . Sein muß . . .? Das Wort war kein Begriff für uns, wir lehnten uns dagegen auf! Dieses deutsche Bromberg — es sollte in polnische Hand? Aber da klang das Singen der jungen Soldaten: „In der Heimat, in der Heimat, da gibt's ein Wiedersehn . . ."

Zwei lange Jahrzehnte taten dann die Getreuen hier einsam, unter Verfolgung und Haß, still und gläubig ihr Werk, in der Brust den bedingungslosen Willen zur Pflicht und den Glauben an Deutschland.

Als Adolf Hitler das neue Reich schuf, leuchteten die Blicke der Deutschen in Polen heller, und hoffender schlugen ihre Herzen. Wann kehren wir heim? So fragten sie in ihrer Seele, das war am Tage ihr Sehnen und ging als Traum durch ihre Nächte. Immer quälender wurde die Not, übervoll das Maß der Drangsale. Warten! Nur warten! Dulden! Und die Treue halten! Die Treue und den Glauben! Wann, wann schlägt die Stunde?

O, sie haben dich, meine Vaterstadt, sie haben deine deutschen Menschen nur noch schlimmer gequält, und als sie hörten, daß des Führers Heer marschiere, riefen sie: „Nur über eure Leichen geht der Weg der Deutschen!"

Die Stunde der Befreiung schlug. Doch als sie ihre heiß erwarteten Schläge tat — geschah das Unvorstellbare, Entsetzliche . . .

Nicht Kinder nur und Enkel, nein, alle künftigen Geschlechter werden voll Grauen erzählen von dem Blutsonntag in Bromberg. Der Mord kam über dich, du im Herzen deutsche Stadt, der feige Mord an Waffenlosen, an Männern, Frauen, Greisen, Kindern, Jungen und

Mädchen — an jedem Alter, der Mord an den Deutschen, weil sie Deutsche waren, weil sie treu waren, weil sie glaubten, weil sie anders waren als der Pole, und darum beneidet, darum gehaßt. Und nicht der Mord allein kam, nein, auch die Grausamkeit, die roheste Lust, die Gier der Untermenschen, zu martern, zu foltern, zu peinigen . . . Was habt ihr doch erduldet, ehe ihr starbt, ehe ihr sterben durftet, ihr Opfer des Blutsonntags von Bromberg! Keine Worte werden dies Leid schildern können, aber Jahrhunderte und Jahrtausende werden schaudernd davon berichten . . .

Als die Polen vor fünfhundert Jahren das deutsche Gilgenburg überfielen, hausten sie wie jetzt, und immer trägt seitdem der Name Gilgenburg einen Hauch des Entsetzens — hört man ihn, so denkt man an die Not der deutschen Menschen in dieser Stadt an der Grenze. Als die Polen vor zweihundert Jahren das deutsche Thorn knechten wollten, schleppten sie schuldlose Menschen auf das Schafott — an Ratsherren und Bürgermeistern mußte der Henker sein grausiges Amt üben, und die Stadt wurde gepeinigt, um den Sinn, den Stolz der Deutschen zu zerbrechen. Seither spricht man vom Thorner Blutgericht. Man spricht in der Geschichte von Bartholomäusnächten. Solche Nacht ging über dich, du deutsche Stadt im Osten, und immer wird die Menschheit, wird die Geschichte von dem Bromberger Blutsonntag sprechen.

In unser Freuen über deine Befreiung fiel die abgrundtiefe Trauer. Immer sahen wir die Bilder, wie die Frauen Brombergs umherirrten und unter Bergen verstümmelter, unkenntlich gewordener Leichen ihre Lieben suchten, mit Blicken, in denen das Grausen friert, und mit Blumen in den Händen, um sie den Toten ans Herz

zu legen . . . Mehr als sechzigtausend Deutsche sind im September 1939 in Polen ermordet worden . . .

Werden die Menschen meiner Heimat je vergessen — werden sie und werden wir je wieder froh werden können? Doch unser Grüßen geht dorthin, wo über Schmerz und Tod das Hakenkreuz weht und eine neue Zeit ihren Einzug hielt: nach der germanischen, der altdeutschen, der preußischen nun Brombergs großdeutsche Zeit . . .

Über meine Heimat

Über meine Heimat
Sank ein dunkles Sterbetuch,
Über meiner Heimat
Braut' und graute Schicksalsfluch.
Über meine Heimat
Mußten kalt die Winde wehn —
Heimat, liebe Heimat,
Laß mich zu dir gehn!

Heimat, meine Heimat,
Sturm aus Ost bringt harte Zeit.
Heimat, meine Heimat,
Deine Kinder tragen Leid.
Heimat, liebe Heimat,
Unser Leben nur für dich —
Heimat, arme Heimat,
Sag, wann rufst du mich?

Über meine Heimat
Ging ein Schnitter, hieß der Tod.
Dennoch, meine Heimat,
Dennoch endet Nacht und Not!
Und nun blühst du, Heimat,
Wieder jung im Frührotschein —
Und ich darf, o Heimat,
Darf jetzt bei dir sein!

Das Rathaus zu Posen

Groß und steil wuchtet im deutschen Osten die Gotik empor. Den Ausdruck eines Überzeitlichen nahm sie in der Marienburg an, dem Schloß an der Nogat, von dem aus im Mittelalter der Deutsche Ritterorden seinen mächtigen Ostseestaat regierte. Wohin wir im Osten kommen, ragen die Burgen dieser wehrhaften Gemeinschaft, die erdverbundenen und doch aufwärts weisenden Kirchen, in denen sich die Seele dem Göttlichen nähert: Gotik des Weichsel- und Warthelandes, herb und stark, kündend, daß alles Leben nichts ist als ein Dienst . . .

Altgermanischer Boden ist der Osten, Heimstatt nordischer Völker, der Goten und Burgunder. Das war geschichtliche Frühe. Was dann kam, war Episode, die slawische Zwischenzeit, ärmlich, bar höherer Kultur — bis sie selber, die polnischen Herren, den Deutschen riefen, das Land unter den Pflug zu nehmen. Er hörte den Ruf, brachte sein Schöpfertum, sein Wesen und Wirken und wandelte Öde in Fülle, Armut in Reichtum, Not in Glück. So ward der Osten Wohnstatt deutscher Geschlechter.

Es war im Jahre 1253, als zwei polnische Herzöge, Brüder, einen der vornehmsten Bürger von Guben, Herrn Thomas, dringend baten, am Warthefluß eine deutsche Stadt zu gründen, „jure Teutonico", nach dem Recht der Selbstverwaltung, des eigenen, freien Wuchses aus deutscher Wurzel und nach deutscher Art. So entstand Posen, durch Jahrhunderte deutsch in Sprache, Brauchtum, Kunst und Leistung. Noch zeugen die Rats- und Innungsbücher davon. Die Rechtsentscheide wurden beim Obergericht in Magdeburg eingeholt, nicht am polnischen

Hof. Wie die Kirchen der Stadt, so zeigte auch das Rathaus gotischen Stil. Mitten auf dem Markt erhob es sich, ein Wahrzeichen deutschen Bürgertums im Grenzraum des Ostens.

Oft gingen Brände über die Stadt, vieles vernichtend, doch das Rathaus stand. Einmal aber, 1536, machten die Flammen an ihm nicht halt. Der stattliche Bau ward ihr Raub, mühsam rettete man nur den hohen Turm. Was sollte werden? Es war ein kühner Entschluß, den nach vieljährigem Erwägen und Beraten die führenden Männer der Stadt faßten! Noch war das Blut der Posener Herrenschicht ja deutsch, es trotzte der Polonisierung und war wagemutig genug, einer neuen Zeit die Tore zu öffnen. Sie kannten Nürnberg und Augsburg, die Posener Handelsherren; sie wußten um die Arbeiten deutscher und italienischer Meister im Raum des Polenreiches, aber mehr noch, sie spürten etwas von dem sieghaften Andrängen der Kunst des Südens: der Renaissance!

Sie griffen zu, als ein Architekt aus Italien, Giovanni Battista di Quadro aus Lugano, ihnen seine Dienste bot. Als Ratsbaumeister hat er, von 1550 bis 1555, das Rathaus völlig neu gestaltet — von allem, was er in Posen geschaffen, sein Meister-, sein Lebenswerk! Aus stärkster Künstlerschaft heraus, aus vollendeter Beherrschung von Form, Stoff und Farbe stellte er in die Nordlandschaft einen heiteren, freudebeschwingten Palazzo. Auf erweiterter, den Turm stützender Grundfläche ließ er als Hauptfront, der aufgehenden Sonne zu, sich eine Bogenhalle erheben, offene Loggien in drei Geschossen, das oberste mit der doppelten Zahl schmalerer Arkaden, darüber feingegliedert eine das Dach bergende Blendmauer, drei kleine Fassadentürme, und alles dies, luftig, licht, emporweisend zu dem schlanken, ragenden Hauptturm. Wie ein Wunder wirkt der Bau, wie ein

frohes Lied des Südens im kampferfüllten, herben Norden! — Innen empfing die städtischen Geschlechter der Festsaal, ein Prunkraum in ganzer Breite des Gebäudes, in der Mitte von zwei Steinpfeilern getragen, im Spiegelgewölbe reicher plastischer Schmuck, allegorische, biblische, altrömische Gestalten, dann Wappen, der Tierkreis — die ganze Weltanschauung der Renaissancezeit . . .

Viel Stürme fuhren über die Stadt im Osten, und oft noch wurde es nötig, das stolze Rathaus wiederherzustellen. Doch alle Arbeiten daran ließen das Wesentliche der Schöpfung Giovanni Battistas bestehen: die Vermählung nordischen Ernstes und südlicher Heiterkeit im schicksalhaften Ostraum unseres Volkes — der nun wieder heimgekehrt ist ins Reich, mit dem altdeutschen Posen und seinem herrlichen Rathaus.

Der König reitet zur Grenze

Aus der Zeit vor der Befreiung

Alle neun Jahre besichtigt der tote König sein Land. Er reitet auf dem Geisterpferd durch die Lüfte; sein Adlerauge sieht alles, und manchmal fährt der Krückstock darein, wenn ihm etwas nicht behagt.

Das ist die große Stunde, wenn das Jahrneunt abläuft und der Ziethen oder der Seydlitz, der Schwerin oder der alte Kammerdiener Fredersdorf an das Portal der Potsdamer Garnisonkirche klopft. Der Ziethen freilich, der pocht nicht gerade zart; der dröhnt mit seinem Pallasch an die Tür. Der Fredersdorf aber, der weiß, was sich gehört; der ist sehr leise und verneigt sich tief: „Halten zu Gnaden, Majestät . . .“

Ja, das ist die große Stunde. Fridericus Rex steigt aus der Gruft. Der Ritt beginnt.

Die Wolken hängen dann wohl tiefer als sonst, der Sturm braust, die Geisterrosse stampfen und wiehern. Die Leute auf den Straßen drücken die Hüte fester in die Stirn und kämpfen schwer gegen den Wind. Tolles Wetter, stöhnen sie. Sie wissen nicht, daß zu solcher Stunde der König reitet.

„Sanssouci!“ Das Wort klingt wie in heimlicher Liebe gesprochen. Doch dann, ein Besinnen. Ach, der Voltaire, der Kujon! — Aber das ist ja vorbei. Vergessen des Franzosen Eitelkeit und Verrat! Verrat, und der König hatte ihn so geliebt. Und doch nicht ganz vergessen! Vergißt sich Verrat überhaupt? — Aber fort damit. Das Land lebt ja, das Volk! Preußen, Deutschland!

Der Park von Sanssouci rauscht. Über das Schloß hin fegen die grauen Schwaden. Noch zögert der Fritz. „Die Flöte", sagt er leise, zärtlich . . .

Aber dann stürmen sie los.

Ostwärts. Die Leute blicken zuweilen zum Himmel auf. Da ziehen so wunderlich gestaltete Wolken! Wie Menschen sieht das aus, wie Menschen in flatternden Mänteln, auf schäumenden Gäulen . . .

Unten tief: Küstrin. Das Schloß.

„Hier bin ich Mann geworden", denkt Friedrich. „Ein Kerl! Und — ein König!" Dann wendet er sich an Freund Ziethen. „Das nächstemal soll Katte mit, verstanden?"

Die Rosse rasen. Ostwärts, immer weiter ostwärts. Das Land blüht, der König sieht es durch das Grau der Wolken. Was sähe sein Auge nicht! Und er lächelt. „Schau er, Fredersdorf, wie sie arbeiten, was sie schaffen! Wieviele Menschen heute hier leben! Ach, meine Kassen hätten das wohl brauchen können! Wir waren arm, Fredersdorf, was?"

„Unsere Kassen waren manchmal höllisch leer, Ew. Majestät. Aber wir waren dennoch reich, halten zu Gnaden . . ."

„Reich, wie versteht er das?"

Da Fredersdorf bescheiden schweigt, fällt Ziethen ein. „Sie waren unser Reichtum, Sire."

Weiter reiten sie, immerzu weiter.

Da aber, plötzlich, stehen die Pferde, wie angewurzelt. Der König gibt die Sporen, aber sie gehorchen nicht.

„Was ist das?" fragt er. „Warum halten wir?"

„Majestät", grollt der alte Husar, „haben Majestät es vergessen? Hier ist — die Grenze."

„Ja, Ziethen, ich vergaß es: die Grenze. Kann mich nicht dran gewöhnen, Ziethen. Werd' es auch nicht! Nein, will's nicht! Hört ihr, meine Generals? Will es nicht!"

Er ist still geworden. Sein Blick sucht, etwas Unfaßbares bedrängt sein Herz. Schwer geht sein Atem, mühsam. Dann lacht er hart auf.

Fredersdorf, der Getreue, erschrickt. Sein König hat gelacht? Aber das war kein Lachen wie einst an der Tafelrunde. Das war bitter, das überschrillte den Sturm . . .

„Dies Land hab' ich selber erworben. War deutsches Land gewesen, aber dann hatten sie's verloren. Ich holte es zurück. Es wurde wieder deutsch. Doch wie sah es aus! Verlottert, verkommen! Da lehrte ich Ordnung, Pflicht, Fleiß. Bäume wurden gepflanzt, Sümpfe entwässert, Schulen gebaut. Die Lumpen hab' ich hinausgejagt und ehrliche Leute eingesetzt. Straßen legte ich an, der Kanal wurde gegraben — dort — sieht er, Seydlitz — das leuchtende Band? Das ist mein Werk — der Kanal!"

Ein Schimmer glänzte auf, eine helle Linie zwischen Strom und Strom. Der Kanal . . .

Wie ein Ächzen tönt es, durch den pfeifenden Wind: „Mein Preußen!"

Da packt Ziethen, fast respektlos, die Schulter seines Herrn. Er rüttelt ihn, ruft: „Vergessen Sie den großen Alliierten nicht, Majestät!"

Friedrich schweigt. Der Krampf in der Brust ist vorüber, er sitzt wieder wie erzen auf seinem Tier. Dann spricht er, langsam, und jedes Wort gilt:

„Er hat recht! Der hat einst geholfen — der wird wieder helfen. Ich dank' ihm, Ziethen."

Weithin blickt das Königsauge, hellsichtig, über Fernen. Er lächelt. Warum lächelt er? Er schweigt. Aber sein Lächeln ist Sprache. Keiner sagt oder fragt. Immer noch lächelt der König. Dann, wie zu sich selbst:

„Mein Preußen! Mein Deutschland!"

Und laut, indem er das Roß wendet:

„In neun Jahren, Generals!"

Kampfzeit

Sie schmiedeten uns Ketten,
Sie wollten uns in Haß und Not
Für Ewigkeiten betten!
Die Sonne war verloht,
Die Sonne war verloren
In jähem, schicksalstiefem Schacht,
Und qualvoll unsern Ohren
Erklang das Lied der Nacht.

Sie schmiedeten uns Ketten
So Tag um Tag und Jahr um Jahr.
Wer mag das Land erretten,
Wo ist die junge Schar?
In bösen Wettern tollen
Die Totengeister durch den Tann!
Wann wird der Sturm vergrollen?
Wann blüht die Freiheit? Wann?

Ich seh' Standarten wehen,
Die Träger schreiten kerzengrad,
Und ihre Augen sehen
Auf dich, auf dich, Kamerad.
Das Reich darf nicht verderben,
Aus Dämmern bricht das deutsche Jahr —
Kamerad, so laß dich werben
Für Adolf Hitlers Schar!

Die Ketten werden springen,
Die Sonne steigt, ein Feuerball!
Aus Gram und Schande zwingen
Die Freiheit wir ins All.
Die grauen Stürme schweigen,
Der Troß der Todesgeister flieht —
Es jauchzt im Fahnenreigen
Das deutsche Lebenslied!

Heimkehr des Bauern

Ob Friedrich Wilhelm Grothmann, der Bauer, je in seinem Leben gelacht hatte, wer wollte es sagen? Es hätte wohl lange her sein müssen; denn die Leute im Dorf kannten nur den starren, unbiegsamen Zug in seinem Gesicht. Ach, auch er war jung gewesen und fröhlich! Aber war es ein Wunder, daß er dann so steifnackig und eisig, wie erfroren, durchs Leben schritt? Als ihm der Freuden höchste erblühen sollte, als sein Weib ihm den ersten Sohn schenkte, da zerschnitt der Tod das frohe Lächeln seiner Lippen. Da erstarrte sein Inneres, so daß er tränenlos hinter dem Sarg ging, der sein Glück, seine Liebe, der Frau und Kind barg.

Trotzdem blieb ein Lebensfunke in seiner Seele. Das war die tiefe Verbundenheit des Einsamen mit seinem Hof, den die Grothmanns Jahrhunderte hindurch vererbt hatten und den er, wenn einmal die Stunde kam, einem seines Namens, einem Brudersohn, weitergeben wollte, damit doch sein Geschlecht Erbe bliebe auf dem Grund, den die Väter gerodet und bestellt hatten. Das war die Liebe des Bauern zu der Scholle, die er beackerte, zu den Tieren, die er hegte, zu dem See, an dessen Ufern sein Haus stand, zu allen Jahreszeiten, zu Sonne und Sturm, zu dem ewigen Werden der Erde. Das war die Treue des Mannes zum deutschen Boden inmitten fremden Volkes, der Herrenstolz des Freien, dessen Ahnen ein polnischer König vor einem halben Jahrtausend hierher gerufen hatte, damit aus Öde und Armut Reichtum und Fülle erwüchse, durch deutsche Bauerntat. Dies Wissen, dies Fühlen hielt Grothmann auch im Leid aufrecht. Wer wußte im Dorf von des Einsamen, Wortkargen

großer, heimlicher Liebe zu Volk und Erde, Hof und Ewigkeit? War sie ihm selber voll bewußt? — Es kam darauf nicht an. Wesentlich war, daß diese Liebe lebte, daß er sie, über alle Starrheit hinweg, als etwas Notwendiges, als eine Kraft in sich trug.

Dann kam ein Tag, an dem er ihrer wirklich bewußt ward — der Tag, an dem sie mit vielen anderen auch ihn fortschleppten, roh, gewaltsam, irgendwohin, ins Elend, in den Hunger, vielleicht in den grausamen Tod. Der Haß war hereingebrochen und würgte, erwürgte, was deutsch hieß. Der Haß fragte nicht, wen er traf und zertrat, Alte oder Junge, Männer oder Frauen, Sieche oder Kinder. Der Haß wollte nur eines: quälen, und eines noch: morden, und ein drittes: austilgen, was deutschen Blutes war. Der Haß packte auch Friedrich Wilhelm Grothmann und riß ihn ins Unbekannte fort.

Er hielt sich auch jetzt noch aufrecht. Er dachte an den Hof, an das Land, an seine Bauernpflicht. Ja, er wollte nicht sterben, er wollte leben, er wollte zurück. Jetzt wußte er, wie groß seine Liebe war. Je ärger der Haß um ihn, desto größer seine Liebe. Nun wußte er, was es bedeutet hatte, daß sein Geschlecht, Jahrhundert um Jahrhundert, an der Grenze stand, auf völkischer Wacht, jeder einzelne auch als Bauer Soldat — ewiger Soldat seines Volkes! Nun verstand er, was die Dorfchronik erzählte, auf vergilbtem, zerrissenem Papier, von den Einfällen fremder Kriegshorden, von Tataren und Samaiten, und daß der Hof von keinem der Grothmanns je preisgegeben worden war. Hatte man flüchten müssen, so war man wiedergekommen; war das Haus verbrannt worden, so hatte man es fester und größer erbaut. Ja, er liebte die Scholle, in der die Grothmanns ruhten. Und wie die Liebe über ihn kam, bewußt, fast wie eine Leidenschaft, inmitten von

Grauen und drohendem Tod, da war er plötzlich nicht mehr vergrämt und versteint, da war er jung, da war er bereit, dem Leben zu geben, was des Lebens war. Zerschlagen und hungrig, spürte er dennoch eine unendliche Kraft in sich. Er nahm den Kampf auf, er wollte nicht weichen, er wußte in diesen bittersten Stunden, daß er dem Hof den Erben geben müßte, den echten Erben, aus eigenem Wollen, eigenem Blut. Der Brudersohn war gefallen, gleich am ersten Tage des Krieges. Nun rief sein Hof, nun rief deutsches Land nach dem Erben. Nun rief die Not, und die Bauernehre mahnte um Pflicht und Recht und machte den starren, schmerzhaften Mann wieder jung.

Doch der Weg durch Polen war schwer und lang, und viele sanken verblutend und verhungernd um, starben und wurden nicht einmal verscharrt. Beiß die Zähne zusammen, Bauer Grothmann, daß du nicht auch hinsinkst und sie dich mit dem Kolben erschlagen! Beiß die Zähne zusammen, du hast jenseits dieser Tage eine höhere Pflicht. Beiß die Zähne zusammen, wenn sie dir schimmliges Brot zuteilen und du fauliges Wasser aus der Pfütze schöpfen mußt. Hör', Bauer Grothmann: dein Hof ruft, dein Land ruft, dein Acker ruft, deine Scholle ruft, dein ungeborener Erbe ruft! Hör' das Rufen, Bauer Grothmann, und werde hart, daß du alles erträgst, bis die Freiheit kommt und du heim darfst, dorthin, wo deine Väter gruben und pflanzten, säten und ernteten, wo sie Not trugen und den großen Glauben hatten!

Das alles ging noch nicht über Menschenkraft. Aber als er sah, wie einer der Teufel am Abend bei der Rast einer deutschen Frau, die hoch in Hoffnung war, Gewalt antun wollte, da stürzte er sich auf den Unmenschen und erdrosselte ihn mit seinen schwieligen Bauernhänden. Die

andern aber schlugen und stachen auf ihn ein, und als der Elendszug im dämmernden Morgen weiterwankte, blieb er im Graben liegen, als tot, unverscharrt.

So fanden ihn am gleichen Tage die deutschen Truppen. Das Feldlazarett nahm ihn auf, der Bewußtlose kam langsam ins Leben zurück, ward nach Wochen notdürftig wieder heil und war endlich so weit, daß er mit einer Kolonne zurück durfte, dorthin, wo seine Liebe war, zu seinem Hof.

Nun kannte er sich schon wieder aus, nun war es schon Heimat, was ihn umgab. Da und dort ging der Pflug, da und dort stieg Rauch aus dem Kamin, da und dort brüllten die Rinder, da und dort klang ein leises Liedchen auf. Der Krieg war hinweggebraust über dieses Land, doch nun war wieder der Friede da, der Bauernfriede mit seinem Segen und seiner großen Güte.

Jetzt stieg er ab, die Wagen fuhren weiter, ein Dank, ein Gruß, und aufrecht schritt Friedrich Wilhelm Grothmann von der Straße den Seitenweg seinem Dorfe zu. Den Weg, den er tausendmal gegangen! Den Weg, den er tausendmal noch gehen würde! Eine Freude, keine jubelnde, sondern eine stille Freude erfüllt seine Seele; das Land hatte gerufen, und er hatte den Ruf gehört. Wie ein Soldat war er, bereit zu dem Kampf, den das Leben von ihm verlangte. Ein Lächeln trat, ganz scheu, ungewohnt auf seine Lippen. Er hatte kein Lächeln mehr gekannt, seit Frau und Kind ihn verlassen. Nun war er ein anderer, aus der dumpfen Trauer erwacht, ein Lebender, Lebendiger — nicht der Letzte der Grothmanns, nicht der Letzte der Kette, nein, sondern einer, den die Aufgabe an einen Anfang stellte, ein Erster in der neuen Folge seines Geschlechts.

Aber das Lächeln schwand . . . Er stand am See. Das

war doch sein See? Er täuschte sich nicht, sein See war das! Aber die Blicke forschten, suchten . . . Wo war das Haus? Wo die Scheunen, die Ställe? Dies, dies sollte — Heimat sein? Brand, verkohlte Sparren, geborstene Mauern, und in allem wühlte der Wind . . . starrte der Tod . . . Heimat?

Es war, als ersticke er, als presse eine Hand seine Kehle; es war ihm, als müsse er an dem Lächeln ersticken, das eben noch um seinen Mund gespielt. Schicksal, was willst du? Schicksal, warum tust du mir das? Schicksal, warum ließest du mich nicht im polnischen Graben verenden? Schicksal — — —

Es war ihm, als müsse er den Fuß zurücksetzen, fliehen . . . Da aber, in diesem Augenblick schon, wußte er: das darfst du nicht, du bist Bauer, du bist Soldat! Schollenflucht ist Fahnenflucht; das ist schlimmer als der Tod. Du hast zu bleiben, Bauer Grothmann, und du wirst bleiben, wie sie alle geblieben sind, die Grothmanns! Jetzt erst recht kämpfen, jetzt erst recht! Nicht fragen, sondern kämpfen! Nicht zweifeln, sondern bauen! Die Grothmanns rufen, all die vielen Geschlechter, die dahingingen, und all die vielen, die noch kommen wollten und kommen würden! Und du stehst mitten in der Kette, Letzter und Erster zugleich, und hast nicht nach Freude zu fragen und nicht nach Lohn, sondern nur nach Aufgabe und Pflicht — du, Lebender, Lebendiger, du, dieses deutschen Landes Sohn, du, der ewige Bauer, du, echt und adlig, Volk und Scholle verschworen, du, Träger einer Unsterblichkeit!

Und siehe, als er so dachte und von neuem seine Augen wandern ließ über Land und Brand, da sah er unter eingestürzter Wand etwas blinken, und als er hinzutrat, da war es sein Pflug, und als er weiter sah, war ein Spaten dabei, und er nahm Pflug und Spaten aus den Trümmern ins Licht der Sonne und streichelte das blanke, lichtüberglühte Eisen, und er setzte den Spaten in die Erde und grub, grub . . . Ja, er grub. Er hatte die Kraft, zu graben, er hatte die Kraft, zu kämpfen, und er hatte die Kraft, das Werk seines Lebens neu zu beginnen, das Werk ungezählter Bauerngeschlechter, das ewige deutsche Werk.

Großdeutsche Ostern

Träumten Hügel einst im Frühlingswind,
Blickten Augen müd und tränenblind.

Ging ein Frieren über Deutschland her,
Starb, was knospenhell und früchteschwer.

Aber eines starb und welkte nicht:
Tief aus Dunkel stieg ein Drang zum Licht,

Sehnsucht um der deutschen Zukunft Land,
Kraft, die Sturm und Sterben überwand,

Glaube, der von lichten Wundern sang,
Kämpfertum, das Not und Tod bezwang . . .

Träumen Hügel heut im Sturm der Zeit.
Helden, spürt, ein Ostern ist bereit!

Helden, wißt, ein neuer Morgen wird,
Helden, horcht, die deutsche Waffe klirrt.

Deutsche Herzen heiß in Flammen stehn,
Deutsche Augen dürfen Sonne sehn!

Der Ruf des Ostens

Der Osten rief, solange es nordische, germanische, deutsche Menschen gab. Er rief Goten, Burgunder, Vandalen; er rief Sachsen und Franken, Bayern und Alemannen, Flamen und Thüringer — er rief die Deutschen aus allen Gauen des Reiches. Das Lied der Ostfahrer klang auf: „Da ist das Land so schön!" Die alten Urkunden, Zeugen gewesener Jahrhunderte, sie sind nichts anderes als das Wissen um diesen nie verhallenden, nie verhallten Ruf.

Der Osten wurde für unser Volk mehr als nur der Raum, in dem es Leben gewann, wurde mehr als eine geschichtliche oder wirtschaftspolitische Tatsache. Im Osten fand unser Volk sich selbst, fand zur Einheit, zur gestaltenden, weltbedeutenden Kraft. Auf Ostlandboden erwuchsen Österreich und Preußen. Von hier kamen Rettung und Befreiung, Ausweitung und Neuformung des Reiches. Ohne den Osten kein Großdeutschland, aber auch kein Reich des deutschen Geistes, aus dem Männer wie Kopernikus, Herder, Kant, Kleist, Eichendorff, aber auch der Alte Fritz und Bismarck nicht fortzudenken sind. Ohne den Osten — was wäre Deutschland?

Immer rief der Osten, immer war er deutsches Schicksal. Auch heute ruft er. Wechselvollste Jahre hat er durchlebt, die bittersten nach dem 9. November 1918, als es den Polen erlaubt wurde, über ihn herzufallen, ihn zu schänden, zu berauben, zu knechten. Damals wurden sinnlose Grenzpfähle in die Erde gerammt, um Deutsche von Deutschen zu trennen, deutsches Land zu zerreißen und deutsches Volkstum zu vernichten. Damals wurden nicht weniger als tausend Verkehrswege, Straßen und

Eisenbahnen zerrissen, Land von Vorland und Hinterland getrennt, Fabriken, Lazarette, einzelne Häuser durchschnitten und durch die unsinnigste aller je gezogenen Grenzen selbst Friedhöfe von ihren Gemeinden, die Stätten der Toten von denen der Lebenden gelöst.

Unser Volk war in wirtschaftlicher Verelendung, politischer Hoffnungslosigkeit, völkischer Not. Jenseits unseres Reiches mußten Eltern täglich zusehen, wie man die Kinder hinüber ins polnische Lager stahl, die deutsche Sprache ausrottete, das deutsche Lied zu erwürgen suchte. Was könnten die Kerker Polens erzählen von dem Leid der Deutschen! Die grauenvollsten Stunden aber kamen, als schon das Glück der Befreiung nahte, ja, mitten in diesem so lange ersehnten, heiß erkämpften, gläubig erwarteten Glück. Da tobte sich der Haß der Minderwertigen, die Raubgier der Ungehemmten, die nackte Mordlust der Schamlosen an wehr- und waffenlosen Volksdeutschen aus. Grab an Grab, wohin wir wandern, und jedes Grab eine Anklage vor Menschen und vor Gott!

Dann aber — dann war die Freiheit da. Das Land im Osten, die alte Mark an der Grenze des Reiches, wurde frei. Der Führer befahl, das Volk stand auf, das Heer marschierte. Nun will der Osten frei und deutsch bleiben für alle Ewigkeit!

Darum ruft er wieder. Er ruft die Siedler, er ruft alle die Menschen, die ihm innerlich verbunden sind. Er ruft ins Reich hinein, zu denen, die einst verdrängt wurden aus ihrer Heimat, er ruft zu den Balten, die nach neuer Heimat verlangen, er ruft in den Osten Europas, auf daß sie zu ihm wandern, die Menschen unseres Blutes und Wesens, die werken und wirken wollen auf freiem deutschen Grund. Das Land, das den Deutschen so vieles gab, braucht wieder wie voreinst die Deutschen — vor ihnen

tut sich die große Aufgabe auf, und Millionen sollen es hören, das Rufen des Ostens.

Er zeigt nach Grauen und Not das ganze Licht seiner Schönheit. Windüberwehte Dünen! Meerumpeitschte Küsten! Dunkle Nadelwälder! Leuchtende Seen! Unendliche Weiten! Und dann: Türme gotischer Kirchen, Giebel stolzer Rathäuser, Schlösser wehrhafter Ritter! Deutsche Kunst, deutsches Können! Deutsches Volkstum, stark, herb, manchmal unverstanden, noch trotziger, noch zäher als zuvor, doch froh in der Gewißheit und Hoffnung dieser Zeit!

Der Mensch des Ostens weiß, daß die Not überwunden wird. Er spürt das Morgenrot des neuen Tages. Er fühlt den Emporstieg eines neuen Weltzeitalters. Da grüßt er voll tiefsten Dankes den Führer. Er grüßt die Brüder im Reich und in den Fernen, mit denen er sich eins weiß in Schicksal und Treue. Er grüßt alle Kämpfer seines Volkes. Er grüßt die Lebenden und die Toten. Er grüßt die Geschlechter des unsterblichen deutschen Ostens, die vergangenen und die künftigen. Und er grüßt das heilige Hakenkreuz, die Rune des Lebens, der Todüberwindung, des siegenden Lichtes. Es ist, als ob noch einmal das Lied der braunen Kolonnen aus härtester Kampfzeit zu uns herüberklingt und neuen Sinn gewinnt im Sturm des deutschen Schicksals:

„Seht ihr im Osten das Morgenrot?
Ein Zeichen für Freiheit und Sonne!"

Führer, es weht deine Fahne!

Wir sind die Jungen, die Frohen,
Ich und du, Kamerad!
Feuer und Herzen lohen,
Deutschland heißt unser Pfad.
Führer, es weht deine Fahne,
Führer, wir stehn auf der Wacht!
Fahne, heilige Fahne,
Hinter uns sinkt die Nacht.

Wir sind die Jungen, die Kühnen,
Ich und du, Kamerad!
O, wie die Äcker grünen,
Deutschland heißt unsere Saat.
Führer, es weht deine Fahne
Steil in des Fähnrichs Hand!
Fahne, heilige Fahne,
Grüße das deutsche Land.

Wir sind die Jungen, die Starken,
Ich und du, Kamerad!
Sturm rauscht über den Marken,
Deutschland heißt unsere Tat.
Führer, es weht deine Fahne,
Jauchzend in Sonne und Mai!
Fahne, heilige Fahne,
Deutschland ist frei.